P. o. perm. 1927 m (2

25608.

Frau Schatz Regine.

20 AS 143

In dem Verlage von **Louis Gerschel in Berlin** sind ferner nachfolgende belletristische Werke erschienen und in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln zu haben:

Amely Bölte, Moderne Charakterköpfe. 3 Bände. 8. Sauber geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

— — **Harriet Wilson.** Original-Roman. 8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Lothar Bucher, Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet. Erster Band: **Unterwegs.** (Inhalt: Ein Tag in Frankreich. — Kent. — Paris. — Die Ausstellung von 1855. — Die Insel Wight. — Nach Constantinopel. — Aus Deutschland.) 8. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.
Zweiter Band: **Die Londoner Industrie-Ausstellung** 1862. 8. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.

George Hesekiel, Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. 1863. Preis 3 Thlr.

Fanny Lewald, Gesammelte Novellen. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

A. Mützelburg, Der Erbstreit. Roman. 3 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Sir John Retcliffe, Zehn Jahre! Zweiter Abschnitt von Villafranca. Historisch-politischer Roman. 4 Bände in 28—30 Lieferungen. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

J. D. H. Temme, Dunkle Wege. 3 Theile. Zweite Auflage. 8. Elegant brochirt. 1862. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

— — **Schwarzort.** Großer Criminal-Roman. 3 Bände. Elegant geheftet. 1863. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

A. von Winterfeld, Das Manneken P . . s von Brüssel. Eine Humoreske. Zweite Auflage. Mit illustrirtem Umschlag. 1863. Preis 15 Sgr.

— — **Der Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging.** Soldaten-Humoreske. Mit illustrirtem Umschlag. 1863. Preis 15 Sgr.

— — **Geheimnisse einer kleinen Stadt.** Komischer Roman. 2 Bände. 8. Mit illustr. Umschlag. 1863. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

— — **Das Käthchen aus der Kirchgasse.** Humoreske. Mit illustrirtem Umschlag. 1863. Preis 15 Sgr.

— — **Die Wohnungssucher.** Komischer Roman. 2 Bände. 1864. Mit illustrirtem Umschlag. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Frau Schatz Regine.

Eine Geschichte aus dem dreissigjährigen Kriege.

Nach einer

handschriftlichen Familienchronik

von

George Hesekiel.

Stadtbibliothek Magdeburg

Landwehr Bibliothek.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Bandes.

Siebentes Kapitel.

Seite

Die Hand auf die Trauer geben 1

Achtes Kapitel.

Mit Schild und Schwert begraben 44

Neuntes Kapitel.

Bis zum Dreimargenstein 94

Zehntes Kapitel.

Knüpfen und Lösen 134

Elftes Kapitel.

Mit gewaffneter Hand 173

Zwölftes Kapitel.

Abschied überall 204

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebentes Kapitel.

Die Hand auf die Trauer geben.

„Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenroth,
Des Wetters rasches Blitzen.
Stets fliegt sein Roß in gleicher Eil',
Die Senne schwirrt, es klingt der Pfeil
Und muß im Herzen sitzen."

(Emanuel Geibel.)

Jeder, der auch nur ein Mal edeln Frauen in Liebe gedient, ist gewiß auch ein Mal am Abend, um mit dem großen Dichter zu reden, „himmelhoch jauchzend" über die Milde, die Vertraulichkeit, die Hingebung der geliebten Herrin geschieden, und hat am Morgen des andern Tages „zum Tode betrübt" eine ganz Andere gefunden, als er am Tage vorher verlassen.

Ungerecht hat er dann wohl auch auf die Veränderlichkeit der Frauen gescholten und hat nicht gewußt,

daß auch er am Morgen ein ganz Anderer war, als am Abend zuvor. Der andere Tag ist nicht die Fortsetzung des Abends vorher, sondern aus Abend und Morgen wird der andere Tag.

Am Abend, sei's beim Kerzenglanz und am lodernden Feuer, wo der Heimlichkeit süßer Zauber ein Band von Herzen zu Herzen wirkt, sei's beim aufgehenden Mond im Blüthenduft, wo das geheimnißvolle Weben der Natur die Hände zum zärtlichen Druck zusammenfügt, da blühen, köstlichen Nachtblumen gleich, all' die herrlichen Eigenschaften auf, die dem Menschenkinde von der Phantasie kommen, da erhebt sich der Geist und funkelt leuchtend aus den Augen, läßt die Worte über die Lippen strömen und entfaltet Alles, was groß und gut ist im Wesen; da werden die engen Schranken überflogen und vom Gipfel der Erhebung aus werden die Bedenklichkeiten klein, winzig klein, und verschwinden endlich ganz; glatt und glänzend liegt das Leben unter uns am Abend. Am andern Tage aber, da liegt das Leben im hellen Morgenschein nicht mehr unter uns, sondern vor dem nüchternen Blick, der all' die alten Bedenklichkeiten wieder erkennt und sich wieder an den hundert Schranken stößt, die er am Abend zuvor so kühn überflogen.

Solch' ein Morgen thut nicht sanft, und wer sich

die Erinnerung an solch' einen Morgen im lieben Herzen bewahrt hat, der wird's wissen; aber er muß auch erkennen, wie gut es ist, daß aus Abend und Morgen der andere Tag wird.

Es war am andern Tage nach den in unserm letzten Kapitel erzählten Vorgängen, als der gestrenge Junker Wirich Rübsamen von Merenberg einen solchen Morgen hatte, und herzlich ergrimmt war über das schöne Mädchen, seine liebe Base, die wenige Stunden zuvor sich so warm und innig bezeigt gegen ihn, und nun so kalt und gleichgültig wieder auftrat, daß der Junker allen Glauben an die Zauberkraft des Lieper Haidenbaum's, die gestern noch so fest stand in seinem Herzen, auf ein Mal elend verlor.

Er zürnte der schönen Esther Maria ernstlich an diesem Morgen, und doch hatte er unrecht; Esther Maria konnte am Morgen nicht so sein wie sie am Abend gewesen, und namentlich wie sie in der freudigen Aufregung über die glückliche Rettung eines nahen Verwandten erschienen.

Und war der Junker Wirich selbst wie am Abend vorher?

Mit Nichten, am Abend vorher war er wie ein Held und Sieger aufgetreten, das Bewußtsein männlicher That hub ihn hoch, und mit keckem Fuß stellte

er sich neben die Schönheit, die er liebte, am Morgen aber, ach! am Morgen, da hatte ihm bleiches Sonnenlicht die herzgewinnende Zuversicht genommen, bevor er noch die Geliebte gesehen, und als er mit scheuem Tritt die Portaltreppe herunterkam und die zögernde Hand an die Thür des kleinen Gaden legte, da dachte der kecke Junker vom Rhein mit wirklicher Furcht an den Empfang Esther Maria's; es war ihm zu Muth wie einem Geizigen, der zitternd die Schlösser aufschließt und den schweren Deckel der Geldtruhe bebend emporhebt, weil er Angst hat, daß ein Dieb in der Nacht ihm seinen Schatz gestohlen haben könne.

Und was ist's, was die besten Männer gerade, die Männer mit festem Herzen, starkem Bewußtsein und hellem Blick so verzagt macht in der Liebe? Es ist die mächtige und umsonst mit allen Waffen des Geistes bekämpfte Wahrheit, daß Frauenliebe nicht verdient und nicht erstritten werden kann, daß sie nur gewonnen wird, als ein Glück, daß sie nur genommen wird als eine herrliche freie Gabe, und gegeben wird als ein unverdientes Geschenk.

Das soll ein Trost sein für Alle, die umsonst gerungen und ritterlich gestritten haben um eines geliebten Weibes Gegenliebe, die alle Kräfte des Leibes und der Seele gewaltig daran gesetzt in Stürmen und Harren,

in Drohung und Ergebung, bis sie matt waren zum Tode und endlich muthlos die Hand vom Pfluge zogen und den Acker der Liebe verließen, von dem sie keine Aerndte geheimset.

Das soll ein Trost sein und es ist ein Trost. Liebe läßt sich nicht erstürmen.

Aber wehe auch der kaltsinnigen, mattherzigen Schönheit, die den Feuerhauch der ächten Liebe an der weichen Wange spürte und sich dem holden Zuge aus Feigheit, oder gemeiner Berechnung versagte. Also verschmähte Liebe wird zu einem verfolgenden Gespenste, das an der Hand der Reue die Verrätherin verfolgt und sie, oft spät erst, aber sicher ereilt.

Als der tapfre Merenberger sich an jenem Morgen von der Herzgeliebten also kalt empfangen sah, da war's ihm als fiele ein Schleier über den ganzen Tag, kalt dünkte ihm selbst der Gruß der trefflichen Frau Schatz und weh that ihm das spöttische Lächeln der Base Magdalene Regine. Vergebens nannte ihn der treffliche Pastor Röder einen nobilem optimae spei, literis et armis, toga et sago clarum, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigende, in Wissenschaft und Waffen, in Krieg und Frieden ausgezeichnete junge Edelmann, fand den evangelischen Geistlichen albern und den katholischen, den gutmüthigen Pater Titzmann

fand er gar frech, als dieſer ihn zum Schluß einer ſehr gut ſtiliſirten lateiniſchen Rede mit einer klaſſiſchen Wendung an mala et malae erinnerte und ihn freundlich bat, ſich vor ſelbigen zu hüten. Gewiß waren mala et malae bei dem ehrlichen Prieſter nur ein locus communis, ein Gemeinplatz; man liebte ſolche Sätze damals ſehr und wir haben aus jener Zeit noch ganze Sammlungen, dicke Bücher ſolcher gemeinplätzlichen Weisheit, der Junker aber kümmerte ſich nicht um die mala, das Schlechte im Allgemeinen, ſondern ärgerte ſich über die malae, die ſchlechten Frauen im Beſonderen, weil er glaubte, daß der Prieſter damit auf die flinke Frau Schwalbin ziele.

An ſolch' einem Morgen ärgert man ſich über Alles und Herr Wirich ſchwur, wenn auch nicht laut, ſo um deſto ingrimmiger, wenigſtens zehnmal, beim lieben Gott von Merenberg natürlich! daß das gute alte Haus auf dem Werder eine ganz nichtswürdige Beſtie ſei, die ihn noch umbringen werde, wenn er ſich nicht eilig davon mache.

Warum ging er denn aber nicht? warum war er nicht ſchon lange gegangen?

Uebrigens war entweder dieſer Tag wirklich ein dunkler, ein wie Paſtor Röder ſagte, carbone notatus, mit Kohle bezeichneter, oder des Merenbergers ver=

zweifelte Stimmung hatte die Beiden angesteckt, denn es war noch nicht Mittag, als Fräulein Magdalene Regine schon zweimal seufzend geäußert hatte, daß ihr so bange zu Sinne sei, ganz als ob ein Unglück bevorstände und Esther Maria hatte dazu beistimmend genickt, obgleich Pater Titzmann sich lebhaft gegen das Hingeben an solche Gedanken, die er phantasmata fallacia, teufliche Fallstricke, nannte, erklärte, und wie gewöhnlich, mit seinem Freund darüber lebhaft disputirte.

Eigentlich war Allen wohl, als die Glocke im Brückenbastion angeschlagen wurde, was die Ankunft eines Gastes verkündete.

Hochmüthig ritt Ritter Cliesberlin in den Schloßhof und schwang sich mit der Anmuth eines vollkommenen Reiters von seinem Rapphengst; daß der Voigtländer ein schöner Cavalier sei, das erkannte selbst in diesem Augenblick der rheinische Junker, wenn auch mit Zähneknirschen, an, denn er hatte wohl gesehen, daß ein leichtes Roth Esther Maria's stolz-schönes Antlitz überlief, als Pastor Röder, der am Fenster mit ihm stand, zu den Fräuleins freundlich sagte: „Est strenuus eques, dominus Antonius Maria Cliesberolinus, cognomine dictus de Oberreuth Caesareae Majestatis magister equitum!“

Während nun Pater Titzmann sogleich bestritt, daß

man einen einfachen Reiterhauptmann magister equitum, was einer viel höheren Charge zukomme, nennen dürfe und dafür centurio oder capitanus vorschlug, von welchen Titeln Pastor Röder den Ersteren als nur der Infanterie zukommend, den Andern als unklassisch verwarf, zürnte und grimmte Wirich für sich und sprach leise: „Beim lieben Herrgott von Merenberg! sie liebt mich nicht, sie liebt diesen hochmüthigen Hund, diesen meuchlerischen Schurken aus dem verdammten Voigtlande!“

Er ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß Esther Maria den Kaiserlichen Hauptmann, der mit stolzem Angesicht und hochmüthiger Geberde sporenklirrend in den Gaden trat. und sich, da Frau Schatz Regine nicht anwesend war, ihr zuerst zuwendete, sehr kühl empfing und ihm nicht die Hand zum Kuß reichte, wie sie sonst meist zu thun pflegte. Sie war bei dieser Begrüßung mehr als je Königin Esther, wie die jüngere Schwester das zu benennen pflegte — aber Junker Wirich ließ sich nicht täuschen, er glaubte der leisen Röthe von vorher mehr, als dem kalten Stolze jetzt und hatte seit längerer Zeit zum ersten Male wieder das volle Gefühl sein ganzes Wesen empörender Eifersucht, gemischt mit gallbittern Spott-Empfindungen über sich selbst, weil er so thöricht

gewesen, zu glauben, daß es ihm möglich sein werde, die Liebe dieser stolzen Schönheit zu gewinnen.

In diesem Augenblicke dachte er äußerst gering von der Weisheit der trefflichen Frau Schatz, er lachte über die Albernheit des von Trautenbuhlen, über die Dummheit des Amtmanns Buckelorum und aller der guten Leute, die ihn im Werben um Esther Maria so eifrig unterstützten. Wüthend aber war er über die letzte Täuschung, über den verrückten Wahnglauben an den glückbringenden Lieper Heidenbaum, am wüthendsten endlich war er über einen Menschen, den er sonst ungebührlich hochzuschätzen pflegte, den edeln Junker Wirich Rübsamen nämlich, dem er's nicht verzeihen konnte, daß er ein solcher Narr gewesen.

„Dieses Mädchen," sagte er leise vor sich hin, „liebt den voigtländischen Schurken und nun kann kommen was will, der Voigtländer könnte sich als Gottseibeiuns! den Teufel in eigener verdammter Person erweisen, diese Esther Maria würde ihr Herz, ihre Liebe, nicht wieder zurücknehmen, weil sie nicht kann, denn ihr unüberwindlicher Stolz läßt es nimmermehr zu."

So sprach Junker Wirich mit sich selbst und war von dem Augenblick an fest entschlossen, diese Leidenschaft für die nur allzuschöne Base auszureuten aus seinem Herzen, wie man ein böses Unkraut ausreutet,

und wenn er sich das liebe Herz damit ausreißen sollte. Er that sich selbst einen furchtbaren Eid, daß er sich durch keine Freundlichkeit und List der Frau Schatz wieder zu dem gefährlichen Spiel verlocken lassen wolle, nahm sich aber zugleich auch vor, freundlich und gefällig gegen Jedermann, die Augen der Leute zu verblenden und Niemandem den Schmerz zu zeigen, den er fühle. Auch an seine Abreise dachte er, er wollte nicht sofort abreisen, um seine Verwandtin, deren herzliche Liebe er nicht verkannte, nicht zu kränken, aber er gedachte doch einen Vorwand zur Beschleunigung derselben zu finden.

Soweit war der rheinische Junker mit seinen Gedanken und Entschlüssen gekommen, als der hochmüthige Voigtländer, der sich zuerst mit den beiden Schwestern und dann mit den beiden Geistlichen förmlich und etwas steif, wie seine Art war, begrüßt hatte, plötzlich vor ihm stand und ihm die Hand bot.

„Falsch wie Galgenholz!“ dachte der Merenberger, aber fest entschlossen auch den Schein des Nebenbuhlers zu meiden, nahm er ruhig lächelnd die Hand des Kaiserlichen Hauptmanns.

„Bei Euch muß ich mich entschuldigen, Junker von Merenberg,“ sagte Cliesberlin die Lippe aufwerfend, „aber ich denke, daß Ihr mir den räuberischen Anfall

dieses Gesindels nicht weiter hart zurechnen werdet, Ihr habt ja selbst ein hübsches Stück Krieg mitgemacht und wißt sicherlich auch, daß es selbst bei der größesten Strenge und blutigsten Disciplin nicht immer möglich ist, diese Satansbrut im Zaum zu halten!"

„Ich hege keinen Groll, Herr Hauptmann," erwiderte Wirich lachend, „aber meine Bewunderung für Euch hat doch einen kleinen Stoß erlitten; im Ernst, Herr Ritter, ich habe Eure Mannszucht mächtig bewundert, aber die Meuterei neulich und der freche Anfall auf mich selbst in der letzten Nacht haben mir doch gelehrt, daß auch der Hauptmann Cliesberlin von Oberreuth nicht allmächtig ist und nicht Alles durchsetzen kann, was er will!"

Der Kaiserliche Hauptmann verstand den spöttischen Doppelsinn nicht, welcher in den letzten Worten des Junkers lag, er hörte nur die Höflichkeiten und schnappte hastig danach wie der Fisch nach dem Köder, denn so keck und trotzig auch der Herr auftrat, so schlecht war ihm doch eigentlich zu Muthe, denn er konnte ja nicht wissen, was der Thoms Lautensack, der verwundet in die Hände der Werder'schen gefallen, etwa für Aussagen gemacht. Er spielte ein keckes Spiel, der stolze Voigtländer, daß er auf Haus Werder erschien, denn er kannte Frau Schatz Regine gut genug, um zu wissen,

daß sie ihn, wenn sie es für nothwendig hielt, ohne viele Umstände gefangen nehmen und in ein festes Gemach, wenn auch gerade nicht in einen Kerker, einsperren lassen würde. Er wußte, daß der rheinische Junker der Liebling der gefürchteten Schloßfrau war, deshalb that es ihm so sanft, daß der Merenberger sich gar höflich gegen ihn erzeigte und mit Wucherzinsen zahlte er ihm auf der Stelle die empfangenen Artigkeiten zurück, indem er ihm viel schmeichelhaftes über die tapfere und kluge Weise sagte, in welcher er sich des meuchlerischen Anfalls erwehrt. Er trieb das soweit, daß Wirich ihn endlich bat, den Gegenstand fallen zu lassen, es lohne eigentlich doch der Mühe nicht, davon zu reden.

Je mehr sich nun der Voigtländer in Artigkeiten erschöpft hatte und je lieber es ihm war, daß der vom Rhein die Sache leicht nahm, desto höher stieg innerlich sein Groll gegen den verhaßten Nebenbuhler und obwohl schon vorher sein Haß gegen Wirich so groß gewesen, daß er ihn, wenn vielleicht auch gerade nicht morden, so doch aber gefangen nehmen und unschädlich machen lassen wollte, so fühlte er doch, daß dieser Haß noch immer im Steigen war.

Der Junker von Merenberg dagegen fühlte seinen Zorn immer mehr schwinden, seit er fest entschlossen

war, nicht mehr des Voigtländers Nebenbuhler zu sein, er haßte und verachtete ihn, wie man eben einen Hochmüthigen haßt und einen hinterlistigen Feind verachtet, aber auch nicht mehr, und kühl, ganz kühl war er entschlossen, jeden Streit zu vermeiden, lediglich, weil Esther Maria, die älteste Tochter der Frau Schatz, seine schöne Base, weiter sollte die bisher Geliebte ihm nichts mehr sein, diesem Manne ihr Herz geschenkt. Er erlaubte sich im Stillen diese Wahl zu tadeln, ja zu beklagen, weil er den Ritter der Liebe dieses edlen schönen Mädchens nicht für würdig hielt, aber er wollte seine Verwandtin nicht in dem Manne kränken, den sie liebte.

Es ist ganz unglaublich, wie edel und weise die Jugend oft in ihren Vorsätzen ist, mit welchem schönen Feuereifer sie sich an die Ausführung solcher edlen Pläne begiebt und wie — bald dieser Feuereifer erkaltet, und wie — oft solche Pläne in ihr Gegentheil umschlagen!

Die beiden Geistlichen selbst bemerkten mit einiger Ueberraschung die Freundlichkeit in dem Verkehr zwischen den beiden jungen Männern, die sich bislang so scharf gegeneinander gesetzt hatten; die rundäugige „kleine Frau Schatz," Fräulein Magdalene Regine, schüttelte das hübsche Köpfchen und sprach leise, indem sie sich

nach dem Fenster wandte: „und heucheln kann er auch, trotz Einem!“

Offenbar war sie wiederum einmal unzufrieden mit dem Vetter vom Rhein, ein Unglück, welches dem armen Wirich öfter begegnete, allerdings ohne ihn schwer zu bekümmern.

Dagegen bemerkte der Merenberger mit scharfem Blick sofort, daß ein Ausdruck der Befriedigung in Esther Maria's Zügen sich leise merkbar machte, als er so höflich mit dem Ritter verkehrte und das wäre eine weitere Bestätigung für seine Ansicht gewesen, wenn selbe der Bestätigung noch bedurft hätte. Er verlängerte aber absichtlich das Gespräch mit dem Voigtländer, denn es freute ihn, dem schönen Mädchen, das er nicht mehr lieben wollte, eine Befriedigung zu geben.

Wie großmüthig für einen ehemaligen Liebhaber!

Das Gespräch zwischen den beiden jungen Männern endete erst, als Frau Schatz Regine eintrat und dem hastig grüßenden Hauptmanne durch einen kleinen, aber unwiderstehlichen Wink gebot, ihr in die Fensternische zu folgen, wo die große Bibel lag und das riesige Dintenfaß mit der Feder darin stand. Frau Schatz Regine nahm auf der einen Seite Platz, der Hauptmann auf der Andern. Das stolze Gesicht

Cliesberlin's war ſtark geröthet, er wußte, daß er einer ſchlimmen Viertelſtunde entgegen ging und ſicherlich wäre er lieber an der Spitze ſeiner Reiter auf eine Hecke ſchwediſcher Musketiers eingeritten, aber es war nicht zu ändern; er hatte begriffen, daß er keck in Haus Werder erſcheinen müſſe nach dieſem verunglückten Ueberfall, wenn er nicht ohne Weiteres auf das ſchöne Mädchen mit ihrem faſt fürſtlich reichen Heirathsgut verzichten wolle. Das wollte er aber nicht; er war verliebt in Eſther Maria, er hatte auch wohl eine leiſe Ahnung, daß er dem ſchönen Mädchen nicht gleichgültig ſei, das ſchmeichelte ſeinem Stolz und ſeiner Sinnlichkeit zugleich und überdem hatte er ſich in der lebhaften Habgier der Männer ſeiner Art bereits daran gewöhnt, das reiche Erbgut der älteſten Tochter vom Werder als ſein Eigenthnm zu betrachten und zwar als ſein theuer erworbenes Eigenthum und wie konnte er ſo ohne Weiteres auf ſein Eigenthum verzichten? das ging gar nicht an, deshalb war er gekommen trotz ſeiner Furcht vor dem ſtill forſchenden Blick der klugen Frau Schatz, den er von jeher gefürchtet hatte, der ihm jetzt aber doppelt ſchrecklich war, weil er ſich im Unrecht wußte, im Unrecht, das er in keinem Fall geſtehen durfte.

Er schlug die Augen nieder, denn er wußte, daß der Blick der Frau Schatz auf ihm ruhete, dieser Blick peinigte ihn.

Der Kriegsmann hatte Recht, es war ein ganz eigner Blick, mit welchem ihn Frau Schatz ansah, er war spitz wie die schönen Stoßklingen von Toledo und funkelte wie Stahl; wer diesen Blick sah, der wußte, daß ein großer Haß zwischen dem Hauptmann und der Schloßfrau sich erhoben hatte.

Frau Schatz Regine war aber auch eine kluge Frau und ihr anmuthiger Mund lächelte, während gewaltiger Groll ihr aus den Augen lugte.

„Hauptmann Cliesberlin hat mein Schreiben erhalten!“ begann die Schloßfrau ruhig, beugte sich aber, beide Arme nicht ohne Bewußtsein auf die Bibel stützend, so weit vor, daß sie den Hauptmann zwang sich zurückzulehnen, was dem sehr unlieb war, denn er mußte sich nun voll in's Gesicht sehen lassen und war genöthigt, zuweilen die Augen niederzuschlagen.

Der Ton, in welchem die Schloßfrau sprach, war so gleichgültig, daß Cliesberlin es für besser hielt gar nicht zu antworten, aber er verbeugte sich tief zum Zeichen der Bejahung.

„Hauptmann Cliesberlin ist hierher gekommen um“ — Frau Schatz hielt mitten im Satz inne.

„Um der edeln Frau vom Werder," fuhr der Hauptmann fort, „jede mögliche Genugthuung zuzusagen, welche er der Gemahlin eines Kaiserlichen Offiziers und lieben Zeltkameraden zusagen kann!"

„Der Herr Hauptmann," versetzte Frau Schatz streng, „drückt sich wohl nicht ganz richtig aus, er will sagen, daß er der Frau vom Werder die Zusicherung gibt, daß diese sich zugetragene schandvolle laesio enormis des Kaiserlichen Schutzversprechens auf's strengste gerochen werden soll an den Uebelthätern daß aber endlich solche Zusicherung stracks in Erfüllung gehe, weil die Verletzung das Weib eines Kaiserlichen Offiziers betroffen! Ist das die Meinung des Herrn Hauptmanns?"

„Sie ist es!" antwortete Cliesberlin gefügig.

„Ich wußte es wohl, daß der Herr Hauptmann salvum conductum Kaiserlicher Majestät in Ansehen erhalten werde!" sagte Frau Schatz befriedigt zur großen Erleichterung des Hauptmanns.

„Mir bleibt jetzt nur noch übrig, die edle Frau," begann er geschmeidig, „um Entschuldigung wegen des Vorfalls zu bitten, der mir um so unlieber war, da er einen nahen Verwandten der edeln Frau betroffen, aber der strenge Junker Wirich hat mir selbst schon kund gegeben, daß er meine Ent-

schuldigung freundlich annimmt; Herr von Merenberg kennt den Krieg auch und weiß, daß selbst die strengste Disciplin diese Soldateska nicht immer im Zügel halten kann!"

„Nun, wenn mein Schwestersohn befriedigt ist," erwiderte die Dame ruhig, „dann habe ich keinen Grund, mich ungefüge zu erweisen und wir wollen nicht weiter von dem Vorfall reden, wenn's dem Hauptmann Cliesberlin genehm ist!"

Dem Hauptmann war das so genehm wie möglich, obgleich er gern noch über einen Punkt beruhigt gewesen wäre und Frau Schatz that ihm wirklich den Gefallen, ihn auch über diesen Punkt noch zu beruhigen, indem sie sagte: „Noch eines wollte ich dem Hauptmanne mitzutheilen nicht verfehlen, der Kerl, welcher außer den Küraßreitern bei dem Ueberfall betheiligt, ist ein Bürger von Naumburg, ich habe meinen lieben Nachbarn und guten Freunden, den hochwürdigen Domherren, denn er gehört unter deren Gerichte, davon Anzeige machen lassen und werde denselben auf Verlangen ausliefern, obwohl es schwerlich dazu kommen dürfte, denn der Mann ist hart am Tode. Das gute Schwert meines Wirich wird dem irdischen Richter vorgegriffen haben!"

„Der Herr von Merenberg führt eine tüchtige

Klinge!“ bemerkte der Hauptmann, dem solche Kunde sehr sanft that.

„Die Männer in meiner Verwandtschaft waren stets Meister in der Führung ritterlicher Waffen!“ entgegnete Frau Schatz stolz und nicht ohne Bedeutung.

Cliesberlin biß sich auf die Lippen, aber schnell gefaßt antwortete er rasch: „Und die edlen Frauen von der Verwandtschaft der Frau Schatz Regine führen andere Waffen mit eben so großer Meisterschaft!“

„Es ist mir nicht unbekannt!“ sagte Frau Schatz, „daß der Hauptmann Cliesberlin galant zu sprechen weiß.“

Frau Schatz erhob sich, das Gespräch war zu Ende; die Schloßfrau hatte die Absicht, welche sie schon bei Abfassung des Briefes geleitet, vollständig erreicht, sie hatte dem Kaiserlichen Hauptmann wirklich jeden Vorwand genommen, sich feindselig gegen sie und ihre Hintersassen zu bezeigen und ihn doch ganz deutlich merken lassen, daß sie ihn für den eigentlichen Urheber des mörderischen Anfalls auf ihren Verwandten halte. Sie hoffte allerdings nun auch, daß der Hauptmann sich dadurch abhalten lassen werde, seine Bewerbung um Esther Maria fortzusetzen, doch war sie auch darauf vorbereitet, daß Cliesberlin sich nicht abschrecken lassen werde, und für diesen Fall war sie fest entschlossen, ihrer Tochter die Wahrheit zu sagen. Ihrer

Meinung nach mußte die stolze Esther Maria einen Mann verabscheuen, der sich unritterlicher Dinge schuldig gemacht.

Junker Wirich plauderte mit der jüngeren Schwester und Cliesberlin hatte Muth genug, nachdem er diese böse Viertelstunde der Frau Schatz gegenüber bestanden, sofort zu Esther Maria zu treten.

Er wollte eben das Gespräch mit dem schönen Mädchen beginnen, aber er hatte noch kein Wort gesprochen, als plötzlich die Glocke im Brückenbastion auf ganz eigene Weise angeschlagen wurde, rasche, kurze Schläge hintereinander.

„Es nähern sich Kaiserliche Truppen dem Werder!“ rief Magdalene Regine lebhaft. Frau Schatz warf einen zornigen Blick auf den Hauptmann, dieser sah sich erschrocken um.

In dem Augenblick stieß der Wächter ins Horn und blies eine rauhe Weise, Alle lauschten in großer Aufregung.

Magdalene Regine aber schrie laut auf und sang dann munter:

„Die Bracken kommen halloh, halloh!
Die Bracken kommen siegesfroh,
Die Banner fliegen im Winde,
Die Bracken kommen immer so,
Die Bracken kommen halloh, halloh!“

„Das Banner meines Eheherrn!“ rief Frau Schatz, „der Thurmwart bläst den Gruß!“

„Mein Vater oder mein Bruder?“ bestätigte Esther Maria freudig.

Da stieß der Thürmer plötzlich auf ganz andere Weise ins Horn, es scholl wie ein dumpfer Weheruf drohend über das fortgesetzte Anschlagen der Glocken hin.

„Was bedeutet das?“ fragte Wirich erschrocken, der bemerkte, daß sich Frau Schatz verfärbte und todesblaß wurde.

Der Wächter blies eine Weise von ganz anderm Klang und Ton als vorher und leichenblaß sprach Magdalene Regine mit bebender Stimme:

„Sie ziehen zum Werder,
Sie ziehen stumm,
Das Banner der Bracken,
Sie kehren es um,
Dieweil ein Bracke erschlagen liegt,
Der Tod allein hat ihn besiegt!“

Todtenstille herrschte in dem Gaden, draußen schwieg das Trauerlied des Thürmers, das schrille Anschlagen der Glocke dauerte noch eine Weile fort, dann schwieg auch dieses, Stille, schaurige Stille überall.

Die Schloßfrau und ihre Töchter falteten die Hände, Wirich und Cliesberlin wagten nicht zu reden.

„Der Name des Herrn sei gelobt!“ rief Pastor Röder mit dröhnender Stimme.

„In Ewigkeit, Amen!“ setzte der katholische Kaplan hinzu.

Frau Schatz aber nahm sich gewaltsam zusammen und eilte hinaus, ihre Töchter folgten ihr, endlich auch die Andern.

Kaum hatte Frau Schatz den Hofraum betreten, da ritten drei Reiter aus dem Brückenthor hervor und der Vorderste hielt das Banner an der Spitze in der Hand, so daß die leere Stange nach oben ragte und das Fahnentuch nach unten hing. Frau Schatz stand still zwischen ihren Töchtern, sie wußte und Alle wußten, daß der Herr des Hauses auf dem Werder todt war, das hatte ihnen das Lied des Thürmers und das verkehrt getragene Banner angezeigt, aber sie hatten die Todesbotschaft noch nicht im Wort vernommen und odemlose Erwartung hielt sie noch gefesselt.

Angesichts des Schlosses hatte der Bannerträger, wie's Sitte und Brauch war, sein Fähnlein gezeigt und der Thurmwart hatte seines Herrn Feldzeichen mit dem herkömmlichen Thürmergruß froh willkommen geheißen, dann hatte er das Banner zum Zeichen der Trauer umgekehrt und der Thürmer hatte die Trauer-

weise geblasen, nun ritt der Todesbote mit verkehrtem Banner in den Hof ein.

Es war ein ganz junger Mensch, der das Banner trug, ein Kind vom Werder, kaum ersah er die Schloßfrau, so sprang er rasch vom Roß und seine Begleiter thaten ein Gleiches. Er stand vor den Damen, er grüßte sie nicht, er sprach nicht, ohne sie anzusehen stieß er dicht vor ihnen die Lanzenspitze des Fähnleins tief in den gefrornen Erdboden, brach dann die Stange mitten entzwei, riß das Fahnentuch ab und ließ die Stücke niederfallen.

Frau Schatz und ihre Töchter blieben stumm, dem zahlreich zusammengelaufenen Ingesinde des Hauses entfuhr ein lauter Weheruf, denn Alle erkannten die Bedeutung dieser Handlung.

Frau Schatz wußte, was ihr zu thun oblag und mit leiser, schwankender Stimme, aber ganz vernehmlich fragte sie: „Du brichst die Stange an Deines Herrn Feldzeichen, warum thust Du ihm also?“

„Ich breche die Stange,“ antwortete der junge Mann hastig, „weil der allmächtige Gott die Stütze dieses Hauses gebrochen hat und ich lasse die Splitter zur Erde fallen, weil keine Hand dieses Banner wieder erheben kann, Gott erbarme sich der Wittwe und der Waisen!“

„Mein Sohn! mein Sohn!“ klagte die Wittwe leise und Weinen tönte ringsum; wohl hatte Jeder schon gewußt, daß auch der Junker erschlagen, als der Bannerträger die Stange in Stücken niederfallen ließ und das Fahnentuch zerriß, denn wäre Junker Cäsar Dietrich am Leben gewesen, so hätte er das gebrochene Banner zu Ehren des neuen Herrn hoch heben und in seinem Namen dem Hause und dem Banner eine neue Stütze verheißen müssen, Alle wußten das schon, der Schmerz aber brach erst aus, als der Bannerträger drei Mal rief: „Gott erbarme sich der Wittwe und der Waisen!“ hätte der Junker noch gelebt, so hätte er gerufen: „Gott hat diesem Hause ein neues Haupt gesetzt und der Wittwe und den Waisen eine Stütze verliehen!“

Frau Schatz Regine richtete sich plötzlich stolz auf, blickte sich langsam um im Kreise, winkte den Salzjunker zu sich und sprach mit fester Stimme: „Vetter von Trautenbuhlen, Ihr seid der nächste in der Verwandtschaft, nehmt das gebrochene Banner der edlen Bracken vom Werder, nehmt es auf in meinem Namen, im Namen der Wittwe und der Waisen, nehmt es auf in Gottes Namen und wahrt es treu, denn Gott wird von Euch Rechenschaft fordern!“

Der von Trautenbuhlen nahm die einzelnen Stücke

auf, riß die Lanzenspitze aus der Erde, wickelte Alles in das Fahnentuch und sprach: „Solches habe ich aufgehoben und gethan in der Wittwe Namen, in der Waisen Namen und in Gottes Namen und das gebrochene Banner der edlen Bracken vom Werder will ich wahren treulich bis an's Ende, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum und sein heiliges Evangelium zur ewigen Seeligkeit!"

„Amen! Amen!" scholl es ringsum im Kreise.

Frau Schatz aber ging hinein mit ihren Töchtern und die beiden geistlichen Herren folgten der Wittwe.

Draußen stand die ganze Hausfamilie, Alle fühlten sich verwaist, fast Alle hatten nasse Augen, Alle hätten gern gewußt, wie ihr Herr mit seinem Sohn umgekommen, aber Niemand wagte den Bannerträger oder dessen beide Begleiter anzureden, denn Jeder wußte, daß die Wittwe das erste Anrecht auf die Trauerkunde habe. Unter dem umstehenden Gesinde war auch der Vater des Bannerträgers, er kam heran, schüttelte die Hand seines Sohnes, aber er fragte ihn nicht, sondern ging still zurück.

Der von Trautenbuhlen befahl jetzt, kraft seines gewonnenen Rechtes, die große Trauerfahne auszuhängen und die Todtenglocke zu ziehen, die über der Kapelle hing, um den Bewohnern des Dorfes anzu-

zeigen, daß ihr Erbherr heimgegangen. Beide Befehle wurden augenblicklich ausgeführt.

Gespenstig wehete die riesige Fahne in breiten Falten, von dem scharfen Ostwind gebauscht, über den weißbeschneiten Dächern und wie ein dumpfer Weheruf klang der Falkonetschuß, mit welchem der Constabler auf dem Brückenbastion die Trauerfahne salutirte, gleich darauf begann die Todtenglocke zu läuten.

Der Erste, den diese Klänge herbeiriefen war der getreue Amtmann Buckelorum: wie ein Rasender sprengte Pagel Schwalbe in den Hof, als er sich vom Roß warf, zeigte ihm der von Trautenbuhlen das zerbrochene Banner; der Getreue sprach kein Wort, er eilte zu seiner Herrin ins Haus. Eine Menge von Leuten kam nun aus dem Dorfe Werder herüber, so wie die gesammte Hintersassenschaft aus Mühlen und Klausen, Höfen und einzelnen Schmieden. Trotz der Kälte füllte sich der weite Hof rasch und die ernste Stille wurde häufig von lautem Weinen unterbrochen.

Die Bracken vom Werder führten stets ein streng' Regiment, aber ihre Hand war dabei immer offen gewesen zum Geben und rasch zum Helfen, das wirkte ihnen unbeschreibliche Liebe und Verehrung bei ihren Unterthanen und Hintersassen.

Frau Schatz ließ jetzt den von Trautenbuhlen und

die drei Leute von ihres Gemahls Regiment in's Haus rufen, sie selbst reichte ihnen mit nassen Augen den Botentrunk und das Botenbrod, erst als sie sich also gestärkt, ließ sie sich von ihnen berichten. Vorher aber schon hatte sie dem Vetter von Trautenbuhlen und dem Amtmann ihre Befehle gegeben.

Der Amtmann ließ sofort in den riesigen Kaminen im Gelaggaden, oder dem Saal, Feuer anzünden, und der Salzjunker trat unter das Portal, mit lauter Stimme ausrufend: „Tretet ein, fromme Leute vom Werder, die betrübte Wittwe ladet euch unter ihr Dach, ladet euch ein zu ihrem Feuer, denn wie ihr mit ihr die Freude getheilt in guten Tagen, so sollt ihr mit ihr auch die Trauer theilen heute um ihren lieben Herrn, tretet ein, fromme Leute vom Werder, tretet ein!"

Langsam folgten die Anwesenden der Einladung, die beiden Herren, Junker Wirich und der Hauptmann Cliesberlin gingen voran, dann folgten die Leute paarweise ruhig und ernst, auch alle Waffenleute.

Die Zugbrücke war aufgezogen und alle Fallgatter niedergelassen, nur der Thürmer blieb einsam auf seinem Posten.

Mit einer Art von Schauer traten die Leute ein in den Gelaggaden, in den weiten Saal mit niedriger Wölbung und einer Reihe von Säulen vor den Fenstern.

Der große Raum war nur durch die flammenden Holzstöße erleuchtet, welche in den riesengroßen Kaminen loderten, die Schritte der Eintretenden hallten auf dem Steinpflaster des Fußbodens und klangen von der Wölbung der Decke wieder. Alle Pfeiler, es waren deren zwanzig, waren mit Harnischen und Prachtwaffen aller Art geschmückt, eroberte und eigene Fahnen hingen von den Kapitälern und weheten leise hin und her, flüsternd unterhielten sich die Leute, ein leises Summen ging durch den Saal.

Am oberen Ende war der Saal um einige Stufen erhöht; diesen Platz betraten nur der von Trautenbuhlen, Junker Wirich und der Kaiserliche Hauptmann, welche schweigend vor dem Kaminfeuer stehen blieben; unten ging eine lange Tafel quer durch den Raum, an jeder Seite waren lange Bänke und auch um die Pfeiler herum, in den Fensternischen und längs der Wand hin waren Sitze angebracht, die Leute setzten sich, so weit sie Platz fanden, doch blieben die Burschen und Mägde meist stehen.

Nach einer Weile kam der Amtmann Schwalbe, eine Fackel in der Hand, ihm folgten Diener mit gewaltigen Weinkannen, und Mägde vertheilten Brod und Becher unter die Anwesenden, ringsum ging der Amtmann und ließ einschenken, Brod bekamen Alle,

Wein nur die Männer, das war ein alter Brauch im Lande.

Als Alle versorgt waren, ging der Amtmann wieder hinaus, kehrte aber gleich zurück und trat mit der Fackel seiner Herrin vor.

Frau Schatz Regine sah unbeschreiblich erhaben aus, als sie in den Saal trat, das rothe Licht der Fackel erleuchtete ihre ganze Gestalt, sie hatte einen weiten schwarzen Schleier, das Zeichen der Wittwenschaft, über den Kopf geworfen, der unter dem Kinn in einem großen Knoten zusammengezogen war, vom Hinterhaupt aber abfiel und lang hinter ihr her wehete, ihr Gesicht war marmorblaß; sie streckte zum Gruß die Hand aus gegen die Leute, die sich ehrfürchtig erhoben; hinter ihr gingen die beiden Töchter und die beiden Geistlichen, dann die Reiter vom Regiment des Obristlieutenants, welche die Todesbotschaft gebracht hatten.

Die drei Herren kamen den Damen entgegen, um sie zu dem erhöhten Platz zu führen. Der von Trautenbuhlen nahm den Arm der Schloßfrau. Junker Wirich, dem als Verwandten zugekommen wäre, der ältesten Tochter den Arm zu geben, war so ergriffen, daß er vor Frau Schatz Regine stehen blieb, die ihn zärtlich umarmte und küßte, er fühlte ihre heiße Thräne auf

seiner Wange; das benutzte der Hauptmann und nahm Esther Maria's Hand und Wirich fiel nun die jüngere Tochter zu.

„Ich weiß, daß Du unsern Schmerz theilst, Vetter Wirich," sprach Magdalene Regine leise und drückte des Junkers Hand leise, „obwohl Du den Vater und den Bruder nicht gekannt hast!"

Frau Schatz Regine nahm auf dem großen Stuhl oben Platz, neben und hinter ihr standen die Andern. Der Amtmann füllte einen silbernen Becher mit Wein und reichte ihn der Wittwe, der Herr von Trautenbuhlen aber rief in den Saal: „Thut Bescheid, fromme Leute, die Wittwe bringt's Euch, das geschieht zum Gedächtniß des seligen Herrn Dietrich Paridan, des edlen Bracken vom Werder, welchem Gott gnädig sein wolle!"

„Amen! Amen!" klang's durch die Halle.

Die Wittwe trank einen Schluck Wein und eine Thräne fiel in den Becher, dann tranken auch die Töchter und die beiden Junker, weil sie zur Verwandtschaft gehörten, aus demselben Becher; den Geistlichen und dem Hauptmann Cliesberlin aber wurde der Wein in einem andern kostbaren Pokale vom Amtmann dargeboten.

Als Alle getrunken und also Bescheid gethan, wurde

wieder frisch eingeschenkt und der von Trautenbuhlen rief: „Zum Andern thut Bescheid, Leute, die Wittwe und die Waisen bringen's Euch, das geschieht zum Gedächtniß des seligen Junkers Cäsar Dietrich, des edlen Bracken vom Werder, welchem Gott gnädig sein wolle!"

„Amen, Amen!" klang's ringsum in der Halle.

Das war der Gedächtnißtrunk, eine uralte deutsche Sitte; schon in heidnischen Zeiten feierten die Germanen das Gedächtniß der Todten durch den Bragi- oder Minnetrunk. Minne ist nicht die Liebe, sondern nur die Liebe, die in treuer Erinnerung steht, und der Glaube der Väter machte Bragi, den Gott der Dichtung, zum Wächter der Minne. Die Deutschen haben lange Sanct Johannis Minne getrunken, denn Sanct Johannes trat an des heidnischen Gottes Stelle, und noch heute leert man in manchen Gegenden des Vaterlandes noch das „stille Glas zum Gedächtniß der Todten." Das ist der letzte Rest von dem uralten, schönen Brauch des Minne-Trinkens.

Als die Leute Bescheid gethan, trat der Herr von Trautenbuhlen wiederum vor und sprach: „Es hat dem allmächtigen Gott, dem Herrn über Leben und Tod, gefallen, dieses Haus zwiefach heimzusuchen, die edle Frau Schatz Regine hat an einem Tage ihren lieben Eheherrn und ihren jungen Sohn, die edlen Jung-

frauen hier haben ihren Vater und ihren Bruder verloren, also daß dieses Haus verwaist ist und in Trauer gesetzt. Es ist aber das Haus zum Werder ein christliches Haus, und seine Trauer ist darum nicht ohne Hoffnung; ihr aber, guten Leute vom Werder, treue Unterthanen und Hintersassen der edlen Bracken, seid in dieses Haus gekommen, die Trauer der Wittwe und der Waisen zu theilen, denn Euch ist ein Herr gestorben, der Euch geliebt hat, wie seine Väter vor ihm Eure Väter geliebt haben, darum rüstet Euch zu vernehmen vom Sterben und Ende des seligen Herrn Dietrich Paridan vom Werder und seines Sohnes, des Junkers Cäsar Dietrich!"

So sprach Herr Johann Christoph von Trautenbuhlen, und wahrlich, der Salzjunker hatte heute keinen Staub auf den Lippen; wir wollen nicht sagen, daß der wackre Mann sich über den Tod seiner beiden Verwandten gefreut hätte, jedenfalls aber war's ihm ein großer Trost, daß er bei ihren Gedächtniß- und Begräbniß-Feierlichkeiten mitwirken konnte, denn er war tiefgelehrt in Bezug auf Leichenfeierlichkeiten, es gab schwerlich einen Brauch oder eine Ceremonie bei Todtenfeierlichkeiten, welche der von Trautenbuhlen nicht ganz genau gekannt hätte. War er doch einige Jahre zuvor nach Dresden berufen worden, um ein

fürstliches Begräbniß zu leiten, solchen Ruf hatte der Salzjunker; darum konnte sich auch Frau Schatz Regine ganz sicher auf ihn verlassen, sie wußte, daß ganz genau das Rechte geschehen werde, nicht ein Titelchen zu wenig, nicht ein Titelchen zu viel.

„Tretet hierher, junger Ulrich," befahl der Salzjunker, „und erzählet in der Ordnung, wie der Tod Euren seligen Herrn und den lieben Junker ereilet!"

Der junge Soldat trat mit sichtlicher Befangenheit neben den Stuhl der Dame, diese nahm gütig seine Hand und sprach milde: „was fürchtest Du doch, Ulrich? sind wir hier nicht Alle eines Hauses Genossen, das sein Haupt und seines Hauptes Erben beweint? Rede ungescheut, mein Sohn, und sei guten Muthes, Du hast ja Deinen Vater noch, Du findest ihn und Deine Brüder noch, meine armen Mädchen haben keinen Vater und keinen Bruder mehr!"

Dem jungen Kriegsknecht schossen die Thränen in die Augen bei dieser milden Anrede und auch in dem Saale ward hier und da lautes Weinen vernehmbar; der Wittwe und ihrer jüngeren Tochter flossen die heißen Thränen über die Wangen, Esther Maria's Auge blieb trocken, aber unbändiger Schmerz arbeitete in dem stolzen, sichern Mädchen, es zitterte in Fieber-

schauern; Esther Maria betete leise, sie bat um eine Thräne, um eine lindernde, lösende Thräne.

„Wir haben zu Falkenau in Böhmen im Quartier gelegen, drei Compagnieen von des Obersten Graf Hohenberg hispanischen Dragonern und zwei Compagnieen von unserm Regiment; der Generalfeldwachtmeister Prinz von Lauenburg lag im Schloß zu Ellnbogen, zwei Stunden davon, und hatte die andern Compagnieen von unserm Regiment und Schützen und wälsche Truppen bei sich. Allemal am dritten Tage ist der gnädige Herr Obristlieutenant nach Ellnbogen geritten und hat mit dem Prinzen gespeist und der Junker ist immer mit gewesen, also auch am vorigen Donnerstag vor acht Tagen. Die Herren nahmen immer nur ein Paar Reiter mit zur Aufwartung und den langen Bernd von Hohenrode, den Trompeter, zur Anmeldung —"

Bei diesen Worten gab sich ein leichtes Geräusch im Saale kund, augenblicklich unterbrach Frau Schatz die Erzählung des Soldaten und sprach freundlich: „hier sind wohl Verwandte und Freunde des Trompeters Bernd, wir wollen sie nicht in Unruhe und Angst lassen, mein Sohn, der Bernd ist am Leben und nur leicht verwundet am linken Arm, sagtest Du nicht so, mein Sohn?"

„So ist's, gestrenge Frau!“ bestätigte Ulrich, der junge.

„Jetzt fahre fort in Deiner Erzählung!“ befahl Frau Schatz Regine.

„Am Donnerstag vor acht Tagen also,“ berichtete der junge Ulrich, der übrigens den in Thüringen nicht häufig vorkommenden Vornamen Titus führte, weiter: „ist die Herrschaft wieder auf's Schloß Ellnbogen zum Prinzen und da es ein schöner, heller Tag und nicht sehr kalt war, so hat der Herr Hauptmann von Trescow eine Stunde nach Mittag unsre beiden Compagnieen ausrücken lassen, um nach den Pferden und den Armaturstücken zu sehen. Wir stellten uns vor der Stadt auf einem Felde rechts von der Straße in's Reich auf und warteten auf den Herrn Hauptmann, ehe der aber kam, sahen wir auf der Straße in vollem Lauf wie rasend und toll einen Reiter daher kommen; bald erkannten wir den langen Bernd von Hohenrode, den Trompeter, die Herren Offiziere ritten nach der Straße zu, um zu sehen was der brächte, es mußte etwas von Wichtigkeit sein, auch winkte er schon von Weitem. Der Herr Hauptmann von Trescow, der eben aus der Stadt kam, ritt ihm in scharfem Trab entgegen. Wir konnten nicht hören, was der Trompeter meldete, der Herr von Trescow aber ließ sogleich das Gewehr

aufnehmen, die Trompeten schmetterten und eine Compagnie auf der Straße, die andere daneben, so jagten wir Ellnbogen zu. Der lange Bernd ritt neben mir und so erfuhr ich denn von ihm, daß die Schwedischen den Prinzen in Ellnbogen überfallen hätten, sie seien so plötzlich in die Stadt gedrungen, daß weder der Prinz noch seine Gäste Zeit gehabt, sich in's Schloß zu werfen, sie wären durch eine Unterpforte geflüchtet und kämen hierher, hart von den nachhauenden Schweden verfolgt; zweimal habe unser Herr Obristlieutenant versucht mit den einzelnen zusammengerafften Reitern Stand zu halten, es sei vergebens gewesen, sie seien von den Schweden immer wieder geworfen worden; vor einem dritten Angriff hatte er den Trompeter abgeschickt, die Küraſſiere und die Dragoner aus Falkenau zu holen. Wir waren noch keine Viertelstunde geritten, als wir scharf schießen hörten und als wir um einen Berg bogen, hatten wir das Gefecht an einer sanften Lehne unter uns. Wir erkannten deutlich die drei weißen Federn auf dem Hute unsers Herrn Obristlieutenants, er hielt mit etlichen dreißig Mann gegen eine gewaltige Schaar von den hellblauen schwedischen Dragonern, das Leibregiment des schwedischen Generals Königsmarck. Der Prinz von Lauenburg kam lehne an gerade auf uns zugeritten mit seinen

Offiziers. Der Hauptmann von Tresckow ließ sofort zwei lange Linien formiren und die Trompeten blasen, in vollem Trabe gingen wir vor und wie's Wetter waren wir unten und hieben unſ'ren Obriſtlieutenant heraus aus den blauen Schweden, die vor unſerm Anprall wohl funfzig Schritt weit zurückfuhren. Aber die Uebermacht war zu groß, es waren an zwölf blaue Compagnieen, die wir gegen uns hatten und der Herr Obriſtlieutenant hatte uns kaum wieder in Ordnung geſtellt, als die ſchwediſchen Trompeter bliesen und die Blauen immer Zehn gegen Einen zum Angriff anſetzten. „Feuer!“ rief der gnädige Herr und wir trieben ſie noch ein Mal zurück, da kam unſer Junker und zeigte mit dem Pallaſch nach links, ſchwediſche Reiter hatten uns ſchon überflügelt. „Blau genug iſt's,“ rief der Herr Obriſtlieutenant, „wir müſſen den Schnee roth färben! blaſt Trompeter, blaſt! Haus Deſtreich! Haus Deſtreich!“ ſo kamen wir zum Angriff, ich hielt mich mit noch Einigen aus dem Werder dicht an den Herrn Obriſtlieutenant, es kam zu einem wüſten Handgemenge, von allen Seiten fielen Schüſſe, plötzlich ſah ich den großen Schecken des Herrn Obriſtlieutenants ſich hoch aufbäumen und mit ſeinem Reiter überſchlagen, ich ſprang ſofort aus dem Sattel und ließ das Pferd laufen; ich konnte nicht gleich heran-

kommen, denn der Schecke hieb in Todesangst grimmig um sich, endlich gelang mir's doch mit Hülfe des langen Bernd, dessen Pferd erschossen war, den Herrn Obristlieutenant unter dem gefährlich arbeitenden Roß hervor zu ziehen und ihn an einen Graben zu tragen. Der gnädige Herr kannte mich gleich, er sagte: „bist Du's Titus, mein Junge?" ich antwortete: „zu Befehl, Herr Obristlieutenant, ich bin's und der lange Bernd, der Trompeter!" Er versuchte sich aufzurichten, wir hielten ihn. Der Kampf hatte sich eben etwas zur Seite gezogen, einige Dragoner sprengten heran, da rief ein schwedischer Offizier, ein feiner Herr, mit starker Stimme herüber: „halt, wer ist das?" Ich antwortete: „der Herr Obristlieutenant vom Werder!" Mit einem Fluch jagte er da die Dragoner fort und sprach: „den laßt in Ruhe, der ist ein evangelischer Herr!" Dann kam er näher geritten und fragte, sich vom Roß beugend: „Wie geht es Euch, mein Herr vom Werder?" Unser Herr antwortete: „Es geht zu Ende mit mir, Herr von Königsmarck!" Es war also der schwedische General selbst und der rief: „das verhüte Gott, daß ein so tapfrer Reiter wie Ihr seid, also frühzeitig sterbe!" Man sah's ihm an, daß es ihm scharf leid that. Unser Herr entgegnete: „in solchem Garten pflückt man solche Rosen!" Kaum aber hatte er das gesagt, da stoben

die blauen Dragoner in einer dichten Wolke rückwärts, sie setzten über uns hin und rissen auch den General von Königsmarck mit sich fort, und unter dem Ruf: „Haus Oestreich!“ stürmte eine Schaar Küraſſiere im vollen Rosseslauf heran, voran unser Junker, sich hoch im Sattel hebend, wie er immer im Gefecht that, ich hätte ihn schon daran erkannt. Es ging über uns weg, der Bernd und ich hatten uns über den Herrn Obristlieutenant geworfen, um ihn zu decken, ein paarmal wurden wir auch von den Pferden getreten. Die Küraſſiere schlugen sich hartnäckig, es war aber Alles so wüste, daß ich Nichts zu erkennen vermochte. Endlich wurde es lichter um uns, die Schweden gingen plötzlich zurück, ich richtete mich auf, denn ich hörte die Kesselpauken und gleich darauf hörte ich auch: „Espanja! Espanja!“ rufen, da wußte ich, daß die hispanischen Dragoner des Grafen Hohenberg kamen. Es war so, die Schwedischen retirirten, auch Dampierre'sche Küraſſiere rückten an. Der Herr Obristlieutenant blickte mich stier an, als ich ihm zurief: „Die Schweden retiriren!“ er verstand mich aber ganz gut, denn er nickte und sagte ganz leise: „Victoria!“ Der lange Bernd zupfte mich, ich sah um, der hielt unsern Junker im Arm und sagte leise: „todt, ganz todt, die schwedische Kugel ist ihm gerade durch den Hals gegangen!“

Unser Junker war also im Handgemenge dicht neben seinem Herrn Vater vom Pferde geschossen worden. Ich wußte nicht, was ich machen sollte, Herr Gott, ich begriff's gar nicht, da sah' ich, daß der Herr Obrist-lieutenant mit mir reden wollte, ich beugte mich ganz nahe zu ihm herab und mit schwacher Stimme sprach er: „Grüße meine Frau, meine Kinder, den ganzen Werder, es ist aus, Herr Gott, ich danke Dir für den ehrlichen Reitertod! Titus, mein Junge, falte mir die Hände und bete ein Vaterunser, drücke mir die Augen zu, Hand aus dem Werder!" Da hab' ich ihm denn die Hände gefaltet und habe das Vaterunser gebetet, und bis zum: „zu uns komme Dein Reich!" hat der Herr Obristlieutenant mitgebetet, dann war er still, er war todt!"

Der ehrliche Ulrich hielt inne, Thränen tropften ihm über die braune Wange, und in der ganzen Ver-sammlung war kein Auge trocken, Viele weinten laut; auch Esther Maria hatte jetzt endlich Thränen ge-funden, sie weinte an der Brust ihrer Schwester.

„Ich habe dem Herrn Obristlieutenant die Augen zugedrückt, wie er befohlen," erzählte Titus Ulrich wei-ter, „dann legten wir, der Bernd und ich, unsern Junker neben seinen Vater, gaben Jedem ein Schwert zwischen die Hände und deckten sie bis an die Brust

zu, der Bernd aber blies die Trauerfanfare; unsere Leute sammelten sich, die Offiziere kamen, auch die von den spanischen Dragonern, und der Prinz von Lauenburg ließ zwei schwedische Estandarten, die unsre Reiter genommen, über die Leichen decken. So haben wir sie mit vielen Ehren unter lauten Klagen in die Falkenau gebracht noch am selbigen Abend, und dort haben sie im Quartier gestanden, daß sie Jeder hat sehen können. Jetzt stehen sie in der Kirche, wo sie bleiben, bis sie der Herr Hauptmann von Tresckow, der uns hierher gesandt hat mit der Botschaft, nach dem Werder führen lassen kann!"

Als der Reiter geendet, sprach Frau Schatz Regine zu ihm: „Gott sei Dir gnädig, mein Sohn, um der Treue willen, die Du an meinem lieben Herrn bewiesen hast in seinem letzten Stündlein, was die Wittwe vom Werder daran vergelten kann, das wird sie nicht unterlassen!"

Darauf trat der Herr von Trautenbuhlen wieder vor und sprach feierlich: „Wir erflehen von Gott, dem Herrn über Leben und Tod, in gemeinsamem Gebet Trost für die Wittwe und die Waisen, für Alle die betrübt sind!"

Die Wittwe und ihre Töchter knieten nieder, die ganze Versammlung folgte diesem Beispiel, Pastor

Röder aber ertheilte den Segen, zu welchem der katholische Priester feierlich: Amen! sprach.

Nun begann eine eigenthümliche Prozession. Die Leute vom Werder traten, alle einzeln, an die Wittwe heran, reichten ihr die Hand und gingen dann einzeln und still hinaus. Weit über hundert Leute gaben der Frau Schatz Regine „die Hand auf die Trauer." So nannte man das. Die Hand auf die Trauer geben bedeutete das Versprechen, die Wittwe während der Trauerzeit in ihren Rechten zu schützen und ihr zu helfen, und es durfte nicht gesprochen werden dabei, zum Zeichen, daß sich kein Mund öffnen werde, um die Rechte der Wittwe zu bestreiten. Das war in schweren, unruhigen Zeiten oft sehr wichtig.

Als Alle hinaus waren, gaben auch die beiden Junker und auch der Hauptmann Cliesberlin der Wittwe die Hand auf die Trauer.

Die Damen zogen sich zurück, Junker Wirich aber sah mit eigenthümlichen Gefühlen die Leute über den Hof gehen.

Sie gingen, wie sie aus dem Saale gekommen, einzeln, Einer hinter dem Andern, und der Junker von Trautenbuhlen sagte ihm, so gingen sie bis nach Hause, denn auch auf dem Heimwege dürfe kein lautes Wort gesprochen werden, das verlange die Sitte.

Amtmann Buckelorum, der bis zuletzt geblieben, holte unterwegs den Kaiserlichen Hauptmann ein, der ihn freundlich anredete. Pagel Schwalbe antwortete nicht, der Hauptmann schalt und drohete, der Amtmann ritt ruhig weiter.

Endlich am weißen Stein hielt er sein Roß und sprach ernsthaft: „Jetzt Herr Hauptmann, kann ich mit Euch reden, denn hier ist die Feldmark vom Werder; wenn Ihr aber nicht wißt, was sich ziemt, wenn ein Mann einer Wittwe die Hand auf die Trauer gegeben, so weiß ich dafür, daß Ihr das Gelöbniß dieses Handschlags nicht halten werdet, es hat's noch Niemand gehalten, der auf dem Heimwege gesprochen, und Ihr seid ein Feind von Haus Werder, denn sonst hättet Ihr geschwiegen!"

Vergebens versuchte der Hauptmann dem ehrlichen Kerl das auszureden, er erhielt keine Antwort weiter, und da er sich von dem Amtmann am Lieper Haidenbaum trennte, da klang dessen Gute Nacht! ganz sonderbar, dem Hauptmann war's, als ob's ein Fluch gewesen wäre.

Achtes Kapitel.

Mit Schild und Schwert begraben.

„Es singen die Priester; wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend noch eh' sie's gedacht."
(Göthe.)

Die Todesbotschaft hatte das Leben in dem alten Hause auf dem Werder völlig verändert, an Stelle der anständigen Heiterkeit, welche sich dort in allen Verhältnissen geltend zu machen pflegte, war eine Trauer getreten, deren feste Formen den Kindern unserer ungebundenen Zeit gewiß unerträglich gedünkt haben würden, die man aber damals mit Ernst und Gewissenhaftigkeit erfüllte.

Freilich ließ sich Frau Schatz Regine in verschwiegener Abendstunde von dem Amtmann Buckelorum und andern vertrauten Dienern ausführliche Berichte ab-

statten, schrieb Nachts ihre Briefe und gab überhaupt die Regierung, wenn man's so nennen will, auch nicht auf eine Stunde aus den Händen, am Tage aber saß sie pflichtschuldigst schwarz gekleidet in ihrem großen Stuhl, dem Stuhl der Wittwe, den Niemand verrücken durfte, nur sie selbst, wenn sie sich wieder vermählte, empfing die Condolenz-Besuche der Nachbarschaft, unterhielt sich mit dem Geistlichen über Tod und Abschied und ließ des Tags zwei Mal das Gesinde kommen, um mit ihm Sterbelieder zu singen. Dabei zeigte sich die edle Frau gefaßt in ihrem Schmerz, würdevoll in ihrer Trauer, ruhig und maaßvoll in alle Wege.

Das konnte nicht von allen andern Bewohnern des Hauses auf dem Werder gesagt werden; in dem Schmerz um den Vater, vielleicht noch mehr in dem um den Bruder, trat bei der schönen Esther Maria eine Leidenschaft zu Tage, welche Jeden überraschen mußte, welcher bisher gerade die vollkommene Sicherheit und das stolze Selbstbewußtsein der Jungfrau bewundert hatte. Es war nicht Junker Wirich allein, der sich mächtig erschüttert fühlte durch die Thränenströme und Schmerzensäußerungen, durch die heißen Gebetsergießungen Esther Maria's, aber vielleicht war er es allein, welcher das edle Mädchen in dieser Lei-

denschaft des Schmerzes schöner fand, liebenswerther, bewunderns- und begehrenswerther, als sonst in der ruhigen Sicherheit des Wandels. Er sah Esther Maria schwach und das ließ die Leidenschaft in ihm sofort wieder zu gewaltiger Höhe aufflammen, er sah sie schwach und durch die Schwäche fühlte er sich ihr näher und er begann wieder zu hoffen und zu lieben.

Dahin alle seine festen Vorsätze!

Frau Schatz Regine sah mit Sorge und Angst auf ihre älteste Tochter, denn sie erkannte mit ihrem scharfen Blick sehr bald, daß Esther Maria den Bruder mehr beklage, als den Vater und daß ihr das katholische Bekenntniß des Bruders vielleicht eben so theuer gewesen, als dessen Liebe. Frau Schatz begriff, daß Esther Maria ihre ächte und rechte Tochter war, sie erkannte, daß das schöne Mädchen es gewesen, welches den Junker Cäsar Dietrich bei dem katholischen Bekenntniß festgehalten und so den Bracken von Werder die Möglichkeit gesichert hatte, katholisch zu bleiben; denn wenn sich Cäsar Dietrich mit einer Katholischen von Adel vermählte, so war das Haus auf dem Werder der römischen Kirche sicher. Wehmüthig erkannte Frau Schatz Regine, daß ihre eigene Tochter ihre Strebungen, den geliebten Sohn für das evangelische Bekenntniß zu gewinnen, gekreuzt und vereitelt

hatte; sie konnte das beklagen und sie beklagte es auch, zugleich aber mußte sie anerkennen, daß sich ihre Tochter dabei eine musterhafte Haltung bewahrt hatte, daß sie zurückhaltend wohl, aber nicht hinterlistig gewesen in Worten und Werken, daß sie stets die größeste Schonung für die Glaubensansichten der Aeltern und der Schwester bewiesen und daß das diesem, wie sich nun zeigte, religiös begeisterten Mädchen nicht leicht geworden, das begriff Frau Schatz wohl. Die Mutter seufzte über ihre Tochter, aber sie liebte sie um so stärker, je höher sie die Schranke werden sah, die sie trennte.

Esther Mariens Pläne hatte die Hand des Todes zertrümmert, es gab keinen katholischen Bracken vom Werder mehr, denn die Herren Vettern des Namens, die übrigens ein Band wirklicher Verwandtschaft mit den Bracken nicht nachweisen konnten, waren alle evangelisch; aber Frau Schatz Regine sah auch ihre Pläne vereitelt, sie mußte jetzt die Hoffnung aufgeben, Esther Maria als Wirichs Gemahlin zu sehen, sie wußte, daß diese begeisterte Katholikin niemals ihre Hand einem Protestanten geben werde. In derselben Stunde beinahe, da Wirich wieder zu hoffen begann, gab Frau Schatz seine Hoffnungen ganz verloren.

Fast ausschließlich mit Esther Maria beschäftigt,

hatten weder Wirich noch Frau Schatz auf Magdalene Regina geachtet; die jüngere Tochter zeigte sich gefaßt und ruhig, auch in diesem Punkt der Mutter ähnlich, zärtlicher als sonst äußerlich ihre Art war gegen die schönere Schwester, eine gewisse Schärfe aber, die ihr in Wesen und Worten eigen, trat stärker hervor, sie war oft geradezu bitter und zänkisch und wurde das immer mehr, je weniger man darauf achtete.

Wirich trauerte herzlich wenig um den alten Obristlieutenant und seinen Sohn, er hatte ja keinen von Beiden gekannt, aber er befliß sich einer anständigen Zurückhaltung und war nur um Esther Maria besorgt, die er wie ein Rasender liebte, seit er sie in Thränen gesehen. Um seinen Nebenbuhler bekümmerte er sich nicht; der Hauptmann Cliesberlin kam einen Tag um den andern, um den Damen seine Condolenz zu bringen, er mußte sich aber, wie es die Sitte gebot, stets nach kurzem Verweilen zurückziehen, während Wirich als Verwandter das Recht hatte zu bleiben und dieses Vorrecht im weitesten Umfang benutzte.

Ganz glücklich war der hallische Erbpfänner, der freigesessene Herr von Trautenbuhlen; der Salzjunker war nicht wieder zu erkennen, denn er hatte eine große Trauer- und Leichenfeierlichkeit anzuordnen, er that das mit dem geziemenden Ernste, aber auch mit

dem ganzen Eifer eines „Amateurs“ und „Connaisseurs“ — er war unaufhörlich beschäftigt, Staub hatte er schon lange nicht mehr auf den Lippen; das Begräbniß seiner beiden Verwandten sollte ein Musterbegräbniß werden, eine Feierlichkeit ohne Tadel, das war das große Ziel seines Ehrgeizes; damit war er ganz allein beschäftigt und Wirich schwur beim lieben Herrgott von Merenberg, daß der Salzjunker bei jeder Person, Männlein oder Fräulein, die ihm bekannt werde, stets nur an das Leichenbegängniß derselben denke und sich sofort klar mache, was er zu thun habe, wenn ihm dessen Anordnung überlassen werden sollte.

Unverändert zeigte sich der getreue Amtmann Buckelorum; wohl hatte er den Herrn Obristlieutenant und seinen Junker geliebt, aber eigentlich war ihm doch Frau Schatz Regine, seine gestrenge Frau, Alles und mit stolzer Freude fühlte er, daß er ihr jetzt nöthiger als je war; er hatte auch wieder eine Wohnung auf Haus Werder bezogen, um immer zur Hand zu sein und sein junges Weib, die flinke Frau Schwalbin, sah er nur bei seltenen Besuchen, die er auf dem Schwalbennest ablegte. Freilich kam die hübsche Trude auch zuweilen, von der Pelzgreth begleitet, nach dem Werder, das traf sich dann aber immer so, daß der Amtmann gerade abgeritten war. Wenn die junge

Frau übrigens dabei gehofft hatte, mit dem Junker Wirich zusammen zu treffen, so täuschte sie sich kläglich; zwar sah sie ihn ein Paar Mal, aber er achtete ihrer gar nicht, und ging vorüber, ohne sie zu bemerken. Der Junker hatte die hübsche Frau wirklich ganz und gar vergessen; seine Gedanken an Esther Maria duldeten Gedanken an ein anderes weibliches Wesen nicht neben sich.

Die Pelzgreth hatte keinen leichten Stand mit der flinken Frau Schwalbin, wenn sie mit dieser vom Werder zurück nach Hohenrode wanderte und der Junker das schmucke Weib nicht beachtet hatte. Aber sie ließ es an Tröstungen nicht fehlen und nährte die Hoffnungen der armen verliebten Person um so eifriger, je besser sie sich dabei stand, wenn sie die Herrin über Küche und Keller in Hohenrode beherrschte. Die Pelzgreth beherrschte die flinke Frau Schwalbin schon längst ganz vollständig, sie hatte es verstanden, das schwache, verliebte Weib in die unheimlichen Kreise finstern Aberglaubens hinein zu ziehen und hatte wenig Mühe, sie darin zu erhalten, denn selbst stärkere Geister haben nicht vermocht, sich den unheimlichen Mächten des Aberglaubens zu entziehen, wenn sie ein Mal in deren Bann gerathen. Aberglauben ist eben nicht durch und durch Lüge, es ist Unwahrheit mit einem

Korn Wahrheit und dieses Korn Wahrheit macht ihn so gewaltig, Aberglauben ist Ueberglauben, aber er ist eben Glauben und darum hält er die Menschenherzen, die er einmal gewonnen in böser Stunde, an schier unzerreißbaren Ketten fest. Es giebt im Aberglauben Betrüger und Betrogene, aber die Betrüger sind meist noch abergläubischer dabei als die Betrogenen.

So war's mit der Pelzgrethe und der jungen Frau Schwalbin im Hause zu Hohenrode.

Langsam feierlich und einförmig verflossen die Tage der Trauer; jeden Mittag, genau um Zwölf, wurde eine große Trauerfahne auf Haus Werder aufgezogen und vom Brückenbastion aus durch einen Karthaunenschuß begrüßt. Zu gleicher Zeit begann das Glöckchen, das über der Schloßkapelle hing, zu läuten, ihm antwortete die Glocke in der Dorfkirche drüben und danach begann das Geläut in allen Dörfern, die zum Erbe der Bracken vom Werder gehörten; das dauerte eine Stunde. Danach fiel ein zweiter Schuß, die Fahne wurde eingezogen und das Geläute schwieg. Jeden Abend aber hielt Pastor Röder im großen Gaden und Pastor Titzmann in der Schloßkapelle einen Gottesdienst, dem nicht nur die Herrschaft mit dem Hausgesinde regelmäßig beiwohnte, sondern der auch von den Einwohnern der nächsten Orte fleißig

besucht wurde. Vielleicht aber trug zu diesem fleißigen Besuch eine Spende von Bier und Brot, welche die Schloßfrau den Besuchern zum Gedächtniß ihres lieben Herrn reichen ließ, wesentlich bei.

Drei Wochen etwa nach Empfang der doppelten Todesbotschaft erschien ein Trompeter des Prinzen von Sachsen-Lauenburg auf dem Werder und vermeldete der Dame, daß der Hauptmann von Tresckow die Leichen der beiden Edlen bis nach Gera eskortiren lassen werde und zeigte den Tag an, an welchem sie daselbst durch die Bevollmächtigten der Schloßfrau übernommen werden müßten.

Frau Schatz Regine bestimmte sogleich den Junker Wirich und den Amtmann Pagel Schwalbe zu Ausführung dieses Ehrendienstes und der von Trautenbuhlen versah Beide mit einer ausführlichen schriftlichen Instruktion, die in vielen Kapiteln und Titeln Alles enthielt, was ihnen zu wissen nöthig und auch noch Etliches mehr. Vier Bauernvoigte und zwölf Waffenleute von Haus Werder bildeten das Gefolge, während Hauptmann Cliesberlin die Erlaubniß erbat und erhielt, auch seinerseits einen Wachtmeister, einen Trompeter und zehn Mann von seinen Küraſſiers zur Leicheneinholung abordnen zu dürfen.

Junker Wirich und der Amtmann hatten sich ihres

Auftrags vollkommen zur Zufriedenheit des von Trautenbuhlen erledigt, sie hatten sich streng an dessen Instruktion gehalten, waren mit den Leichen von Gera nach Naumburg gezogen und dort von einer Abordnung des hochwürdigen Domkapituls und des Raths von Naumburg, mit denen die von Werder stets in freundnachbarlichen Verhältnissen gestanden, feierlich begrüßt worden. In Naumburg war von jedem Thurm mit einer Glocke geläutet worden, so lange sich der Zug auf dem städtischen Weichbilde bewegte. Dasselbe war in allen Dörfern geschehen, die sie passirten und überall hatte Amtmann Schwalbe eine Gebühr an die Kirche bezahlt, wie solches in der Instruktion des von Trautenbuhlen vorgeschrieben war.

Als Junker Wirich mit dem Wagen, auf welchem die beiden Särge standen, auf dem Gebiet der Bracken von Werder ankam, wurde er von einer großen Menschenmenge begrüßt, denn meilenweit waren die Leute zusammen gekommen; es war ein gastfreies Haus und weit und breit wußten sie, daß die Frau Schatz die nicht hungern und dürsten lassen werde, so waren sie herbeigekommen, um ihren lieben Herrn im Tode zu ehren.

War am Tage der Ankunft der Leichen der Zusammenlauf groß gewesen, so war er noch größer am Tage der feierlichen Beerdigung, oder vielmehr der

Beisetzung in der alten Kirche des Dorfes Werder, wo sich das Erbbegräbniß der edeln Bracken befand. Drei Tage hatten die beiden Leichen auf ihrer Reise vom Sterbeplatz bis zum Grabe ausgeruht im Hause der Väter. Man hatte dort die hölzernen Särge in zinnerne gesetzt, die Lehnsmannen und Hintersassen aber hatten abwechselnd die Leichenwacht im großen Gaden gehalten.

Der Begräbnißtag war bewölkt, aber milde Luft strich über die schnell fließenden Wasser der Unstrut, es regnete zuweilen fein und leise. Ueber die Brücke ritten die Edeln des Landes ein, die zur Leichenfeier geladen worden waren; das alte Haus der Bracken war mit Bannern und Fahnen besteckt, die alle in Trauerflor weheten. Eine große Menschenmenge sammelte sich an der mit Tuch schwarzbeschlagenen Schiffbrücke, welche an einer bestimmten Stelle der Insel, von dem sogenannten schwarzen Thor auf dem Werder nach dem Dorfe hinüber geschlagen worden war.

Das geschah immer bei Leichenbegängnissen der Hausherren; der Weg, auf welchem sie aus ihrem Hause in's Grab gingen, konnte nie zum Eintritt benutzt werden.

Die Brücke wurde auf der Stelle abgebrochen, sobald sich das schwarze Thor hinter dem letzten Manne

des Leichengefolges geschlossen. Zur Rückkehr schon mußten die Leidtragenden die Fähre benutzen, die weiter unten das Dorf mit dem sogenannten Wasserthor des Werders verband, oder weiter hinauf am Ufer gehen, wo sich eine stehende Brücke befand, welche aber auch bei der geringsten Gefahr durch Abführung des mittelsten Abschnitts unpassirbar gemacht wurde; diese Brücke führte aber nicht auf den Werder, sondern verband die beiden Ufer der Unstrut unmittelbar miteinander.

An der Stelle, wo die Schiffbrücke das Ufer berührte, hatte einst eine Barbara-Kapelle gestanden, sie lag schon seit länger als hundert Jahren in Trümmern, Trümmer, über welche zwei mächtige Lindenbäume ihre Zweige streckten und im Sommer den Platz anmuthig beschatteten. Von den Stationen, welche einst von der Barbara-Kapelle zur Johanniskirche führten, standen nur noch zwei, von den übrigen fand sich in der breiten Allee von Weidenbäumen, welche in einiger Entfernung vom Ufer hin führte, keine Spur mehr.

Die Sanct Johanniskirche selbst war keine unbedeutende Dorfkirche, sondern legte in ihrer Größe und Stattlichkeit ein schönes Zeugniß ab, sowohl für die

Frömmigkeit als auch für den guten Geschmack ihrer Erbauer, der Bracken vom Werder.

Durch das große, weit geöffnete Portal neben dem Glockenthurm sah man in das mittlere Schiff, welches durch schlanke Säulen von zwei Nebenschiffen geschieden wurde. Der Hauptaltar befand sich dem Portal gegenüber; die Altäre in den Seitenschiffen und die Kapellen waren seit der Kirchenerneuerung weggeschafft worden. Seitdem war auch das Innere der Kirche weiß getüncht, nicht ohne Geschmack durch hellrothe Leisten an den Fenstern und den Pfeilern verziert. Unter dem weißen Anstrich zeigte sich an schadhaften Stellen ein älterer hellrother, unter diesem ein gelber und unter diesem ein grauer; man konnte auch daran sehen, wie sorgsam die Kirchenpatrone zu allen Zeiten für die Bekleidung ihres Gotteshauses gesorgt hatten.

Auf der nördlichen Abseite befand sich ein wohlerhaltenes Freskogemälde, es stellte den Heiland mit einem Spaten in der Hand dar, einen vor ihm knieenden Mann segnend und die Volks- oder vielmehr die Dorfsage behauptete, der Heiland hebe den Spaten auf alle Mal, wenn draußen das Grab für einen Pfarrherrn gegraben werde. Am nördlichen Neben-eingange war ein Steinbild eingemauert, eine Grablegung, die sieben Gestalten waren steif, aber nicht

häßlich, sie waren mit bunten Farben bemalt, die aber nach und nach verschwanden, nicht zum Nachtheil der Gestalten. An der Westseite sah man gleich neben der Thür einen Fisch eingehauen mit der Unterschrift: adam filmer dem got gnad. Die Leute sagten, der Fisch sei ein Zeichen, daß die beim Bau der Kirche beschäftigten Leute reichlich mit Fischen gespeist worden, daß also damals die Unstrut sehr fischreich gewesen, der Baumeister der Kirche aber habe Adam Filmer geheißen. Beides ein Irrthum, denn sowohl der Fisch, als die Unterschrift waren sichtlich viel jüngere Arbeit und schwerlich älter als hundert Jahre.

Zeitig war an diesem Morgen die Kirche geöffnet worden und frühe schon war Frau Schatz Regine mit ihren beiden Töchtern und einigen Dienerinnen herüber gekommen, denn dem Brauch des Hauses gemäß, mußte sie den Sarg ihres lieben Herrn und ihres Sohnes an dem offenen Grabe empfangen. Die Frauen waren allein in der Kirche, am Eingang zum Kirchhofe war eine starke Wache, welche den Eingang wehrte, die Menge stand aber schon zeitig dicht an beiden Seiten der Weidenbaum-Allee, welche von der Barbara-Kapelle zum Kirchhofe führte.

Die beiden Gräber für den Vater und den Sohn waren dicht vor dem Hochaltar im Schiff der Kirche

geöffnet, zu Füßen derselben sah man die beiden mächtigen Steinquadern, mit denen die Gräber geschlossen werden sollten, hierher hatte sich Frau Schatz Regine ein Bänklein tragen lassen, auf welchem sie zwischen ihren beiden Töchtern Platz genommen. Auf den Stufen zum Altar hinter ihr saßen die dienenden Frauen und Mägde.

Es herrschte eine so tiefe Stille in dem Gotteshause, daß man das Rauschen der Unstrut deutlich vernehmen konnte. Frau Schatz Regine schaute sinnend nieder in die Gruft, in welcher ihr Gemahl, ihr Sohn die letzte Ruhestätte finden sollten, sie sprach nicht und weinte auch nicht, sie saß regungslos und stumm, einmal nur erhub sie sich und maß mit ihren Händen den Raum von dem Grabe des Gemahls bis zu dem nächsten Denkstein, sie überzeugte sich, daß für ihren Sarg noch reichlich Platz sei.

Fräulein Magdalene Regine hatte das bethränte Antlitz in beide Hände gestützt und sah nicht um sich.

Bald nachdem Frau Schatz Regine ihren Platz wieder eingenommen, erhob sich Fräulein Esther Maria und schritt langsam an den Gräbern ihrer Ahnen unter den Säulen dahin. Sie war so weiß und ihre Züge so starr wie die Steinbilder, die da lagen mit gefalteten Händen; langsam zog die Schleppe des

Trauergewandes hinter ihr her, leise wehete der Trauerschleier um ihren Nacken, tief traurig wallte die Jungfrau dahin, es war ein Schmerz in ihren Zügen, ein herzbrechender Schmerz und doch hatte sie nie so schön ausgesehen, so erhaben schön wie an diesem Morgen.

Die Grabstätten waren meist nur durch eine steinerne oder metallene Platte, welche die Namen der darunter Ruhenden, die Daten der Geburt und des Ablebens, so wie einen frommen Spruch oder einen Denkvers zeigten, kenntlich gemacht. Eigentlicher Denkmäler gab es nur wenige.

Esther Maria schritt von Grab zu Grab und ihre Augen ruhten auf den oft kindlich naiven Inschriften, sie gedachte still des todten Bruders, an dessen Hand sie oft hier gewandelt, mit dem sie die Grabsprüche gelesen, mit dem sie von Denen, die unter den Steinen schliefen in Liebe und Verehrung geredet so manches liebe Mal. Sie las mit leiser Stimme alle die Verse, welche ihr geliebter Bruder besonders gern gelesen, sie las sie leise, Sylbe für Sylbe, obwohl sie dieselben längst auswendig wußte. Da war eine Platte mit der Inschrift: Dietrich der edle Bracke de Insula: Anno Domini 1499 requiescat in pace und dem Denkspruch:

„Der strenge Ritter getreuwe und gerecht,
Achtet sich geringe wie ein Knecht,
Dem Werder vorgestanden manches Jahr,
In Sauer und Süß, Glück und Gefahr."

Da waren auch die Denkverse auf den Grabsteinen des Großvaters und des Urgroßvaters. Der erste lautete:

„Die größeste Tugend die je ward,
Ist Gerechtigkeit sunder Part."

Der Zweite:

„Welcher Mann sucht Redlichkeit und es gebrauchen kann,
Der ist andre Leut zu regieren ein sondrer Mann."

An einem Pfeiler war eine blanke Metallplatte, auf der sah man einen Knieenden, wahrscheinlich das rohe Conterfei des darunter schlafenden Edelherrn, und unter dem Bilde las man:

„Fistula dulce canit volucrem dum decipit anceps anno 1478.

Und darunter die etwas freie deutsche Uebersetzung:

„Die Christus-Pfeiff gar süße sang,
Ich war ein schlechter, armer Fang!"

Diese Grabschrift hatte den Kindern einst ganz besonders wohl gefallen, obwohl sie nicht wußten, welcher von ihren Ahnherren so bescheiden von sich sprach, hier weinte Esther Maria lange um ihren lieben Bruder, bevor sie weiter schritt.

Die edle Jungfrau kam nun zu dem Hauptdenkmal,

zu dem größesten Schmuck der Kirche, zu dem Grabe des kaiserlichen Feldhauptmanns, des Ritters Cäsar Dietrich Paridan, ihres Urgroßoheimes und dessen Sohnes, des Ritters Maximilian Paridan. Der Erstere lag in weißem Marmor in ganzer Figur auf einer schwarzen Marmorplatte, in voller Rüstung, jedoch ohne Helm und Handschuhe, welche zwischen zwei Hündchen zu seinen Füßen lagen. Das Grab des Ritters war von einem gekreuzten eisernen Gitter dicht umschlossen. Das Gitter war aber nicht bestimmt, die Statue gegen Beschädigungen zu schützen, auch konnte man überall durch das Gitter hindurchfassen und die Bildsäule berühren. Esther Maria erinnerte sich deutlich des Tages, an welchem ihr Vater ihr erklärt, daß das Gitter die französische Umstrickung und Gefangenschaft bedeute, in welcher der edle Herr zu Rouen an einem bösen Fieber gestorben. Das Mädchen glaubte noch des Vaters Stimme zu vernehmen. Die Hündchen zu des Ritters Füßen zeigten an, daß derselbe nicht im Kampf gefallen, sondern auf seinem Bett gestorben. Strohtodt nannten die Väter das, im Gegensatz gegen den Reitertod auf grüner Haide. Deshalb war die Statue auch nicht mit dem Helm und den Panzerhandschuhen bekleidet. Daneben lag die Gestalt des Sohnes auf seinem Grabe, ebenfalls

lebensgroß in weißem Marmor, der trug den Helm auf dem Haupte, der faltete die in den Panzerhandschuhen steckenden Hände auf der Brust, ihm lagen keine Hündchen zu Füßen, sein Grabmonument war von keinem Eisengitter umschlossen, denn der edle Herr Maximilian Paridan war geblieben auf grüner Haide; in einer großen Schlacht in den Niederlanden erstochen und nur mit großer Mühe und „ehrlichen Kosten," wie's in der Grabschrift hieß, war es der jungen Gattin, welche er nach zehnmonatlicher, christlicher Ehe kinderlos hinterließ, gelungen, seinen Leichnam auszulösen von den Brabantern und ihn hier neben seinem Vater zu begraben und ihm das schöne Monument zu errichten.

Die junge Wittwe war ihrem Gemahl bald in den Tod gefolgt, sie hatte ihn nur zwei Jahre überlebt; auch ihre Gestalt lag in weißem Marmor ruhig da, die schwarze Marmorplatte, auf der sie lag, stieß dicht an die, auf welcher des Gemahls Bild sich streckte, so hatte sie's verfügt. Zu den Füßen der edlen Frau stand aufrecht ein Hündchen, hier ein Symbol der Treue, auch im Tode steht Treue aufrecht; um den Wappenschild der Seckendorfe mit den Lindenblättern, sie waren aus diesem Geschlecht, stand in rüh-

render Einfachheit die Klage des liebenden Weibes um den verlorenen Gemahl; „Mich schwächt meiden!“ Sie vermochte das „scheiden und meiden,“ von dessen Weh das deutsche Volkslied so rührend singt, nicht zu ertragen und folgte dem Gemahl in den Tod.

„Mich schwächt meiden!“ flüsterte Esther Maria mit nassen Augen und vermochte durch ihre Thränen hindurch kaum die Buchstaben M. P. zu erkennen, die man auf der Brust der Frau sah. M. P. Maximilian Paridan, sie trug ihn in und auf dem Herzen. Esther Maria hatte einst an diesem sinnigen Liebeszeichen besondere Freude gehabt, heute erfüllte sie der Anblick desselben mit um so tieferer Wehmuth.

Da rollte ein Schuß seinen dumpfen Donner vom Werder herüber, Esther Maria schrak auf; dem ersten Schuß folgte ein zweiter und ein dritter, dann begannen alle Glocken zu läuten; das war das Zeichen, daß der Leichenzug das alte liebe Haus auf dem Werder verlassen und sich in Bewegung gesetzt habe.

Frau Schatz Regine herantretend, faßte die Hand ihrer Tochter und führte sie an der Rechten mit sich fort, an der Linken leitete sie die arme Magdalene Regine, die dienenden Frauen folgten und so traten sie vor das große Fenster der Nordseite, wo ein Auftritt

für sie bereitet war; von hier aus hatten sie den ganzen Werder und die Schiffbrücke vor sich.

Vom Hause wehete die große Trauerfahne, die schwarze Brücke war noch leer, von der Brücke an aber bis zur Kirchhofsmauer machten dichte Menschenmassen Hecke; Schuß auf Schuß fiel von dem Brückenbastion, die großen Karthaunen trugen ihre Donner weit ins Thüringer Land hinein und kündeten, daß das Haupt einer edeln Sippe zu seinen Vätern versammelt werde. Die Feldschlangen von den kleinen Thürmen antworteten, der Glocken frommer Hall mischte sich mit dem Krachen der Geschütze, die ganze Masse der Menschen entblößte die Häupter und faltete die Hände, die edlen Frauen in dem Kirchenfenster hielten die Augen fest auf das schwarze Thor gerichtet, das Thor, durch welches Niemand eintritt, durch welches nur die Todten den Werder verlassen.

Da öffneten sich langsam des Thores Flügel und langsam in schwarzen Mänteln mit weißen Kreuzen schritten zwölf Paare armer Männer und Frauen heraus, welche die Wittwe zu diesem Tag gekleidet, denn Barmherzigkeit übt, wer auf Barmherzigkeit hofft.

Hinter der Armuth kam die Jugend, die Schulkinder aus dem Werder mit ihrem Lehrer, dem sich

die Lehrer der andern werderschen Dörfer angeschlossen hatten; sie sangen mit heller Stimme:

„Er ist Erd, und von der Erde
Wird auch zur Erde wieder werden
Und von der Erd' wieder auferstehen,
Wenn Gottes Posaun' wird angehen!
Nun lassen wir ihn hier schlafen,
Und gehen all' heim unsre Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß:
Denn der Tod kommt uns gleicher Weis' —
Das helf uns Christus unser Trost,
Der uns durch sein Blut hat erlöst
Von Teufels Gewalt und ewger Pein.
Ihm sei Lob, Preis und Ehr allein!

Hinter den Lehrern und den Schulkindern kam der Spielgraf im langen Trauermantel mit einem Troß von Zinkenisten und Posaunbläsern, welche den Chorgesang mit ihren Instrumenten begleiteten.

Auch die Schulen, Lehrer und Schüler hatte die Wittwe vom Werder mit Geschenken reichlich bedacht, denn der Tod mahnt laut zur Erziehung für den Himmel.

Darauf ritt auf einem schwarzen Roß über die Brücke ein Kaiserlicher Offizier von des Hauptmanns Cliesberlin Fähnlein, der trug auf einem schwarzen Sammetkissen das gebrochene „Regiment", das heißt den zerbrochenen Commandostab, dieweil der selige Herr Obristlieutenant das Regiment selbst commandirt,

und keinen Obristen über sich gehabt, denn des Kaisers Majestät. Dem zerbrochenen Regiment folgten drei Küraßreiter mit den Fähnlein, die der Selige im letzten Gefecht gewonnen; dann kamen sechs Trompeter und vier Pauker zu Pferd; von den Trompeten wie von den Heerpauken hingen schwarze Fähnlein nieder, an die der Brackenkopf, das Familienwappen, geheftet war. Darauf erschien auf seinem schönen, grauen Roß der Amtmann Schwalbe mit der großen sechs Ellen langen Trauerfahne mit dem daran gehefteten Wappen, ein Knecht zu seiner Linken führte das Roß am Zaum, ein anderer zu seiner Rechten hielt den Zipfel der Trauerfahne. Dann kam zu Fuß der junge Reiter Titus Ulrich und trug, unterstützt von zwei Trompetern, den großen Wappenschild seines verstorbenen Herrn mit den Schildlein der sechszehn Ahnen darum.

Solche Ehre hatte ihm Frau Schatz Regine ausgewirkt zum Botenlohn für seinen Ritt vom Schlachtfeld bis auf den Werder. Folgten sechs Trommelschläger und sechs Pfeiffer, dann, unmittelbar vor den Särgen herschreitend, Pastor Röder und Pater Titzmann, Beide in ihren geistlichen Gewändern und Niemand nahm Anstoß daran, daß die beiden Bekenntnisse, die draußen den großen, Länder verheerenden und Völker

austilgenden Krieg führten, so Hand in Hand einträchtig wie trauernde Brüder vor den Särgen herschritten. Vor den beiden Geistlichen her gingen alle evangelischen Pfarrherrn, deren Patron der selige Obristlieutenant gewesen und viele aus der Umgegend, die sich ihnen angeschlossen zu amtsbrüderlichem Gebet.

Der Leichenwagen wurde von sechs schwarzbehängten Rossen gezogen, welche zwölf dicht verhüllte Waffenleute aus dem Werder führten. Der Sarg des Vaters stund zur Rechten, er war mit einer Purpurdecke, mit silbernen Thränen darauf, verhängt. Auf dem Sarge stand zu Häupten der Turnierhelm mit weißen Federn, dann lagen über Kreuz das Schwerdt und der Commandostab, zu Füßen aber die goldenen Sporen des Ritters. Der Sarg des Sohnes war als der eines Junggesellen mit einer weißen Seidendecke verhängt, die mit goldenen Thränen gestickt war. Unter dem Turnierhelm sah man ins Kreuz gelegt das Schwert und den Dolch des entschlafenen Junkers und zu Füßen ein Paar silberne Sporen, denn goldene kamen nur den Rittern zu. Rings um die beiden Särge hingen die Wappenschildlein der sechszehn Ahnen.

Hinter den Särgen wurden von den beiden alten Knechten Sander und Seiffert die Leibrosse der Verstorbenen geführt und jeder hatte noch einen Stallknecht

zur Unterstützung bei sich, dann kamen wieder Trompeter und Pauker und endlich die beiden nächsten leidtragenden Verwandten, der Junker Johann Christoph von Trautenbuhlen zur Rechten, der Junker Wirich Rübsamen von Merenberg zur Linken. Jeder hatte einen Diener zur Seite mit dem Wappenfähnlein, an dem eine Trauerschleife niederhing; die goldenen Byzantiner des Wappens von Trautenbuhlen gingen in einer Höhe mit dem blauen Löwen der Merenberger, den Steffen Sybel, der getreue Knecht, mit besonderer Würde trug.

Diesen beiden einzigen Leidtragenden aus der Familie folgte der lange Zug des Adels, der besonders imposant aussah, weil jeder der Herren neben sich sein Wappenfähnlein tragen ließ, von jedem Fähnlein aber wehete eine schwarze Schleife.

Da sah man die rothen Scheeren der gestrengen Herren Erbmarschälle in Thüringen, der Marschälle von Gotsmanshausen und Herrengosserstädt; dann kam der blaue Lindwurm der Wurmbe und der Mohrenkopf mit den Kränzen darüber, das alte Wappen derer von Mäusebach, dann die Bärentatzen der Gleichen und die ins Andreaskreuz gelegten Schlüssel des uralten Geschlechts der Hagken; dann die drei Rosen der Bomsdorffe und die goldnen Mondsicheln der Stutterheime;

die Bracken und Balken der Wangenheime und die Sparren der Witzleben; der mit dem Baumast quadrirte Löwe des Hauses Werthern; der wilde Mann der Dachröden und die goldnen Flügel von Erffa, die rothen Seeblätter des stolzen Hauses Seebach und die weiße Lilie der Meerethig und noch viele Andere.

Aber nicht nur der thüringische Adel war stark vertreten, auch die Städte und Städtlein der Umgegend hatten sich der Trauer des Hauses Werder angeschlossen; da sah man die Vertreter von Naumburg, Domherren und Bürgermeister, den ehrlichen Hans Rawald, den Vetter des Amtmanns Schwalbe, als Vertreter der Stadt Freiburg, wackere Bürger von Querfurt und Bibra, von Nebra, Laucha, Eckardtsberge und andern Orten, die alle durch ihr Erscheinen der Frau Schatz Regine ein Zeichen ihrer Theilnahme und Achtung geben wollten. Uebrigens ließen sich auch alle diese Herren von den Städten Fähnlein in den Farben ihrer Städte mit Trauerabzeichen vortragen.

Nach diesen Herren kamen wieder Trompeter und Pauker, dann die Schaar der Erbpachtmänner vom Werder, die Dienerschaft und die Waffenleute, ein Reiter in schwarzem Mantel, dessen Pferd von zwei Knaben geführt wurde, schloß den Zug.

Als die Spitze des Leichenconducts den Kopf der

Brücke unter Musik, Gesang, Glockengeläute und Kanonendonner erreicht hatte, hörte man plötzlich Trompetenklänge und Paukenwirbel von oberhalb des Flusses und in dichten Gliedern ritt die ganze Compagnie Kaiserlicher Küraſſiere des Hauptmanns Cliesberlin heran. Die Standarte wehete in Trauerflor und der Ritter von Oberreuth, der in tiefer Trauer vor der Front ritt, commandirte mit gewaltiger Stimme, Esther Maria vernahm deutlich den ſchallenden Commandoruf und es that ihr in tiefſter Seele wohl, daß der Mann, dem ſich ihr Herz in Liebe neigte, alſo ihren Vater und ihren Bruder im Tode ehrte. Hauptmann Cliesberlin hatte wohl gewußt, was er that, als er ſeine ganze Compagnie herführte.

Er ſtellte jetzt ſeine Reiter in Parade auf am Kopf der Brücke, er ließ ſalutiren vor dem Leichenzug und ihn mit Trompeten und Pauken begrüßen und als die Särge kamen, ließ er dreimal die Standarte ſenken zu Ehren der Kaiſerlichen Offiziere. Er hielt vor der Front ſeiner Reiter, bis der ganze Zug vorüber war, jede Abtheilung ließ er mit einer Trompetenfanfare und einem Paukenwirbel begrüßen.

Als der letzte Mann paſſirt war, ließ er die Wehre einſtecken und abſitzen, dann ſchloß er ſich mit der geſammten Mannſchaft dem Leichenzuge an und ſtellte

sie endlich zwischen der Kirche und dem Unstrutfluß auf, danach übergab er einem Lieutenant den Befehl und trat stolz in die Kirche. Jedermann machte ihm eifrig Platz und so stand er alsbald in dem Halbkreise, der sich vor dem Hochaltare gebildet hatte.

Die ganze Versammlung sang einen Choral, nach dessen Beendigung wurden die Särge unter stillem Gebet in die Tiefe gelassen; man hatte die Einsegnung schon im Werder vorgenommen, um nicht wegen des katholischen Bekenntnisses, in welchem der Junker verstorben, in Verlegenheit zu kommen.

In dem Augenblick, als die Mannen, welche die Särge in die Gräber niedergelassen, die Stricke heraufzogen und zurücktraten, krachte eine volle Salve draußen, daß die Kirchenfenster klirrten, die Kürassiere des Kaisers feuerten über die offenen Gräber der beiden Kaiserlichen Offiziere. Das Schießen vom Werder und das Glockengeläut war verstummt von dem Moment an, da die Särge von dem Wagen abgehoben und in die Kirche getragen worden waren. Die Salven, welche ruckweise die Luft erschütterten, erschütterten auch die Gemüther gewaltig; sechsmal feuerten die Kaiserlichen Reiter, drei Salven gaben sie für jeden der gefallenen Kameraden ab; tiefe Stille herrschte in der Kirche während der Pausen, als aber die letzte Salve gefallen

war, da tönte schallender Kommandoruf draußen, die Pauken wirbelten feurig und die Trompeten schmetterten lustig darein und nach uraltem Soldatenbrauch marschirten die Küraſſiere ab und sangen mit rauhen Stimmen die alte Weise:

„Mit Trommelklang und Pfeifengetön
Manch' frommer Held ward begraben.
Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm thät er haben.
Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid im freien Feld;
Darf nicht hören groß' Wehklagen."

In der Ferne verhallte der Taktschritt der marschirenden Soldaten, der Gesang verklang, die Trompetenstöße und Paukenwirbel erstarben allgemach und die frühere Stille kehrte wieder. Da trat der Herr von Trautenbuhlen hinter der Bank, auf welcher die Wittwe mit ihren Töchtern saß, hervor und rief laut:

„Herr Dietrich Paridan, der edle Bracke vom Werder, welchem Gott eine fröhliche Urständ verleihen wolle in Gnaden! ist gestorben als der letzte Mann seines Stammes und seines Namens, das edle Geschlecht der Bracken vom Werder, das so lange geblüht in Treue und Ehren, ist erloschen und ausgegangen auf Erden nach des allmächtigen Gottes unerforschlichem Rathschluß, darum begraben wir nach altem Brauch

löblichen Adels deutscher Nation mit ihm Schwerdt und Schild, denn es ist keine Hand mehr auf Erden, die Schild und Schwert erheben dürfte im Erbe eignen Rechtes. Solches thun wir dem letzten Manne im Hause der edlen Bracken vom Werder, in Gottes Jesu Namen!"

Bei den letzten Worten beugte sich der Junker tief nieder in die Gruft des Obristlieutenants und legte den Wappenschild und das Schwert auf den Sarg, dann aber richtete er sich auf und sprach weiter:

„Dieweil aber Irrthum Alles was menschlich und wenn einer unter uns sein sollte, welcher es anders wüßte, einer der also vermeinte, daß noch ein Erbe zu diesem Schild und Schwert Kraft eigenen Rechts auf Erden sei, der stehe auf, nehme Schild und Schwert von dem Sarge, erhebe sie und rufe den Erben laut aus, auf daß ihm sein Recht werde. Wir lassen ihm dazu Frist ein Vaterunser lang!"

Alle falteten die Hände und beteten.

Nach dem Amen erhob der von Trautenbuhlen aufs Neue seine Stimme und sprach: „Da kein Erbe ist Kraft eigenen Rechtes, so ist der Letzte hinausgegangen aus seinem Hause und wir schließen die Thür hinter ihm zu!"

Er legte seine Hand auf den gewaltigen Grabstein,

mehrere der Edeln traten hinzu und faßten mit an, mit dumpfen Krachen schlug der Stein nieder, die Gruft war geschlossen; Andere Herren hatten zu gleicher Zeit den andern Stein über das zweite Grab gedeckt und des Sohnes Grab geschlossen.

Der Junker von Trautenbuhlen trat auf den Grabstein und rief: „die Letzten sind hinausgegangen, wir haben die Thüre hinter ihnen zugeschlossen, es giebt keine Bracken vom Werder auf Erden mehr, ihr Name ist erloschen im Lande, deß nehme ich Alle, die mich hören, zu Zeugen!“

Da trat der Erbmarschall in Thüringen, der edle Herr Rudolf Levin von Herrengosserstädt heran, setzte seinen rechten Fuß auf den Grabstein und sprach: „die Thür ist geschlossen hinter den Letzten, es giebt keine Bracken vom Werder mehr im Lande, deß sind wir Zeugen und wer das Erbe des erloschenen Geschlechts antritt, der nimmt es nicht Kraft eigenen Rechtes, sondern Kraft Tochterrechts, Waisenrechts und Wittwenrechts, dieweil der Werder ein Kunkellehn gewesen seit unvordenklichen Zeiten. Wir stehen hier Alle für das Recht der Wittwe und der Waisen!“

„Wir stehen hier alle für das Recht der Wittwe und der Waisen, so wahr uns Gott helfe durch Jesum Christum und sein heiliges Evangelium zur

ewigen Seligkeit!" sagte der Junker von Trautenbuhlen feierlich.

„Amen!" antworteten die Anwesenden, wie aus einem Munde.

Leise begann die Orgel zu klingen, die drei Frauen knieten an den Gräbern still betend, mächtiger schwoll der Orgelklang an, und brausend flutheten die Tonwellen dahin: „Lebt wohl, ihr lieben Todten, lebt wohl, auf Wiedersehn!"

In tiefer Stille verließ die Versammlung das Gotteshaus.

Frau Schatz Regine mit ihren Töchtern, geleitet von den beiden Geistlichen und den beiden Junkern, ging zu einer Nebenpforte hinaus und gelangte auf einer kleinen Treppe zu dem Strande der Unstrut; dort lag eine Gondel mit vier Ruderern bereit; Amtmann Schwalbe stand am Steuer; als die Dame das Fahrzeug betrat, zog der Getreue an einer Leine, und augenblicklich flatterte ein neuer Wimpel von dem Mast, der zeigte das Wappen und die Farben der Wittwe vom Werder, und als das Schifflein vom Lande stieß, donnerte ein Karthaunenschuß vom Werder herüber, und begrüßte die neue Fahne der Wittwe vom Werder, die auf dem Mitternachtsgiebel aufgezogen wurde, zum Zeichen, daß Frau Schatz Regine von Stund'

ab als Herrin kraft Wittwen und Waisenrechts auf dem Werder sitze.

Pfeilschnell flog die Gondel über das Wasser, denn die Damen wollten gern in ihren Kammern einsam sein, bevor das Leichengefolge zu dem Leichenmahle in das Schloß zurück kehre, und der Herr von Trautenbuhlen, sowie der Amtmann Schwalbe, hatten die Gäste am Thor zu empfangen. Die drei Frauen wechselten leise Worte mit den Geistlichen, der Junker von Merenberg blickte auf die Schiffbrücke, über welche der Leichenzug gegangen war, sie löste sich bereits auf, denn von dem Augenblick an, wo das schwarze Thor auf dem Werder hinter dem Letzten des Conducts geschlossen wurde, gehörte das schwarze Tuch nicht nur, sondern auch die Balken und Bretter den Leuten im Dorfe Werder, die dann auch nicht säumten, sie sofort in Besitz zu setzen. Das Tuch war aufgerollt und lag, wie das Holzwerk, bereits zur Vertheilung am Ufer, auch die Kähne, auf denen die Brücke gelegen, wurden gelöst und abgefahren. Das geschah mit fast zauberhafter Schnelligkeit.

Die Gondel hielt an der Wasserpforte, dem gewöhnlichen Anlandeplatz. Der Junker von Merenberg beeilte sich, seiner Base Esther Maria den Arm zu reichen, die ihn annahm, ohne auf ihn zu achten, sie

würde den Arm jedes andern eben so genommen haben. Magdalena Regine schüttelte wehmüthig das Köpfchen, als sie des Vetters Eilfertigkeit bemerkte.

Da die Gäste einen Umweg machen mußten, um durch das Brückenbastion in den Werder zurückzukommen, so hatten die Damen noch genugsam Zeit, um sich vor der Ankunft derselben zurückzuziehen, und der von Trautenbuhlen sowohl, als Amtmann Schwalbe, konnten mit Bequemlichkeit ihre Plätze zur Begrüßung einnehmen. Der Amtmann stellte sich am Portal auf, der Junker an der Thür des großen Gadens, wo schon die Tafel zum Leichenmahle gedeckt stand. Zu jedem Eintretenden aber sprachen sie: „Ihr seid willkommen, im Namen der Wittwe vom Werder heißen wir Euch willkommen!“

Das war kein leichtes Stück, denn weit über hundert Herren wurden so willkommen geheißen, und mindestens die doppelte Zahl von Knechten, so daß Frau Schatz Regine beim Leichenmahle ihres lieben Herrn und ihres Sohnes weit über dreihundert Personen speiste. Uebrigens wurden die Knechte ganz ebenso förmlich willkommen geheißen, als die Herren, da war kein Unterschied bei einem Leichenmahle.

Nur in der Speisung fand ein Unterschied statt; den Knechten, für welche in der großen Gesindestube

und im Portal selbst Tische und Bänke aufgestellt waren, ließ Frau Schatz Regine zuerst einen süßen Mehlbrei vorsetzen mit Weißbrot und hartem Käse, wobei allemal vier Mann aus einer Schüssel aßen, dann eine Tracht gebratenes Schweinefleisch und zwei Häringe für den Mann, dann gebackene Fische und dicken mit Saffran hochgelb gefärbten Kuchen, dann gekochtes Hammelfleisch mit Rüben und einer süßen Tunke dazu, endlich eine Art von Wildpret=Ragout, welches man „Rasselar", wahrscheinlich ein corrumpirtes französisches Wort, nannte. Es bestand aus den Köpfen, Läufen und Eingeweiden von Hasen, den Bauchtheilen und Eingeweiden von Hirschen, Rehen, auch andern Thieren, und war außerordentlich stark gewürzt und gepfeffert. Zu dieser Speise, welche damals sehr geliebt wurde und auch auf den Herrentisch kam, aß man hart gekochte Eier und gebratene Aepfel. Zum Schluß erhielten die Knechte ein handliches Stück sehr fettes, geräuchertes Schweinefleisch, sogenanntes Schwarzfleisch, Weißbrot und abermals Käse. Zum Antrunk gab man ihnen eine Kanne Landwein, dann so viel Hausbier zum Tischtrunk als sie mochten, zum Nachtrinken aber eine Kanne von dem schwarzen, schweren, bittern Merseburger Bier, das noch heute, wenn auch nicht mehr in der alten Stärke, gebraut

wird, und damals für sehr gesund gehalten wurde. Auf dem Herrentische dagegen sah man Wildbraten und Rinderlendenstücke, gebratenes Geflügel aller Art, auch solches, das jetzt nicht mehr tafelfähig, oder ganz aus der Mode gekommen ist, wie gebratene Schwäne. Reichlich war die Tafel mit Fischen von verschiedenen Gattungen besetzt, und mit Wildschweinsköpfen, die sich mit der unumgänglichen Citrone im Maul fast humoristisch ausnahmen. Dazu gab es eine Unzahl von süßen Schüsseln, in Honig oder Zucker eingelegte Früchte, viele Torten, Kuchen, Backwerk und Zuckerwerk. Mit unserer Küche verglichen, konnte die Zubereitung des Essens im siebzehnten Jahrhundert keineswegs barbarisch genannt werden, wie man oft glaubt, sie war vielmehr sehr sorgfältig, allerdings aber, namentlich in ihren Compositionen, mehr gekünstelt als künstlerisch; auch fehlte ihr noch die große Errungenschaft der modernen französischen Küche, die Bouillon, überall, wo gebildete Menschen sich jetzt der Fleischbrühe als des Bindemittels bedienen, nahm man damals noch Oel oder gar Schmalz. In der Qualität des Stoffes dagegen war die Küche jener Zeit der unsern vielfach überlegen.

Am Herrentisch im großen Saden wurde außer Bier und Landwein auch rheinischer Wein in Fülle

verschenkt, endlich aber auch ungarischer und griechischer Inselwein aufgesetzt.

Bei dem Leichenmahle der beiden letzten Bracken von Werder herrschte die größeste Fülle, und dreimal machten der Junker von Trautenbuhlen und der Amtmann Buckelorum die Runde an sämmtlichen Herren- und Knechtstischen, um die daran sitzenden Gäste zu fleißigem Essen und Trinken zu nöthigen. Das gebot die Sitte damals, obwohl auch ohne das Nöthigen kräftig zugelangt und derb getrunken wurde.

Ein solches Leichenmahl war höchst kostspielig, mancher Erbe ruinirte sich durch das Leichenmahl für längere Zeit, die Meisten spürten es Jahre lang, es wäre aber der Ehre des Hauses nachtheilig gewesen und hätte um alle Reputation im Volke gebracht, wenn man ein Familienhaupt ohne stattliches Leicheneſſen begraben hätte.

Der Frau Schatz Regine kostete das Leichenmahl, außer dem Wild, den Fischen, dem Schlachtvieh, dem Bier, Mehl und Allem, was sie in natura dazu gab, noch nah' an zweihundert Gulden gutes Geld. Das war aber für jene Zeiten eine ganz stattliche Summe, und nur ein Haus von so solidem Wohlstande, wie das auf dem Werder, vermochte ohne Schaden eine solche Leistung.

Dafür aber war auch Alles in größester Fülle vorhanden, und noch Jahre nachher sprach man in Thüringen von dem Leichenmahle des letzten Bracken vom Werder. Es sicherte dem tapfern Kriegsmann ein dankbares Andenken im Volke.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß es bei einem solchen Leichenmahle übermäßig traurig und ernsthaft herging; unsere Väter waren eben noch vorwiegend Kriegsleute, und wie die mit klingendem Spiel heimziehen von der Beerdigung eines Kameraden, so kamen damals Alle ziemlich aufgeräumt zu einem Leichenmahle, mit dem festen Vorsatz, tüchtig zu schmausen und gründlich zu zechen. Es ist eine tiefe Wahrheit, daß Trauer und Gram wirklich mit Essen und Trinken nicht ohne Erfolg bekämpft werden; das mag zarten Seelen erschrecklich klingen, es ist aber darum nicht minder wahr; der Mensch besteht eben nicht nur aus Seele, sondern auch aus Leib, und der Leib ist der Seele Träger.

Häufig arteten die Leichenmahle in wilde Bacchanalien aus, viele Fürsten und Städte erließen Verordnungen darum und strenge Pönalmandate dagegen. Solche waren nun für Haus Werder nicht nöthig, denn dort führte der weise und einsichtige Herr Erbmarschall von Thüringen den Vorsitz, und mit ihm

saßen mehrere greise Edelherren an der Tafel, welche durch ihre Würde und ihr persönliches Ansehen jeden Ausbruch unterdrückten und die jüngern Tischgenossen stets in den gehörigen Schranken hielten.

Aus den Gesprächen, welche die ältern Herren bei Tafel führten, ging hervor, daß das Begräbniß mit Schild und Schwert des seligen Obristlieutenants nicht nur die allgemeine Bedeutung hatte, sondern auch noch eine besondere, und daß die thüringischen Herren ganz ernsthaft den Punkt in's Auge faßten, was sie zu thun hätten, wenn sie in die Lage kämen, die Wittwe und die Waisen des Herrn vom Werder in ihrem Erbe schützen zu müssen, wie sie heut am Grabe gelobt. Es gab nämlich noch mehrere Adelssippen, die sich vom Werder, ab insula, schrieben; obwohl nun mit keiner derselben die edlen Bracken vom Werder in Lehnsverbande gestanden, und schwerlich auch mit einer von ihnen gemeinsamen Stammes waren, so hatten doch Einzelne aus diesen verschiedenen Sippen die Vetterschaft zu Zeiten angesprochen, und die edeln Bracken hatten das, höflich und milde, gelten lassen. Es war keineswegs unmöglich, daß irgend einer von diesen Vettern vom Werder einen Anspruch an das Erbe erhob. In jenen wilden, unordentlichen Kriegsläuften waren schon weniger begründete Ansprüche erhoben und

endlich siegreich durchgefochten worden, zumal wenn es etwa den Prätendenten gelungen war, sich mit List oder Gewalt in Besitz zu setzen. Deshalb hatten heute die thüringischen Edelleute ihre Erklärung mit besonderer Feierlichkeit abgegeben. Es wurde dabei auch noch eines bedenklichen Umstandes erwähnt. Das Haus Werder und die dazu gehörigen Besitzungen waren allerdings ganz unbezweifeltes Kunkellehn, mußten also in Ermangelung von Söhnen an die Töchter fallen und an die Wittwe, wenn sie, wie hier der Fall war, sich in's Tochtertheil eingekauft hatte, das war aber nicht der gleiche Fall mit Hohenrode, Niederrode und andern Gütern derer vom Werder. Von diesen stand es nicht so ganz unbedingt fest, daß sie Weiberlehn — kurz, die Sache war die, Haus Werder konnte der Wittwe und den Töchtern des letzten Bracken nur mit Gewalt genommen werden, die andern Güter aber konnten ihnen möglicherweise bestritten und vielleicht abprocessirt werden, aus mangelndem Beweise der Weiberlehnseigenschaft. Da aber die thüringischen Herren in ihrem Gewissen sich überzeugt hielten, daß jene Güter keine andere Lehnsqualification hätten als Haus Werder, so hatten sie heute durch ihre feierliche Erklärung am Grabe der Letzten vom Mannesstamm den mangelhaften Beweis ergänzt. Sie waren nun

verbunden, die Wittwe und die Waisen von Werder in dem Besitz des ganzen Erbes zu schützen, mit ihrem Schwert sowohl wie mit ihrem Zeugniß vor Gericht. Man sieht, wie bedeutungsvoll die Vorzeit in ihren Gebräuchen war. Die Erklärung, die an dem Grabe von dem Erbmarschall abgegeben worden, war ein vollgültiges Zeugniß, welches vor jedem Gericht die Lehnseigenschaft festgestellt hätte, es sei denn, daß eine ältere, das Gegentheil beweisende Urkunde vorgebracht worden wäre; aber auch dann würde der Lehnsrichter noch in Erwägung zu ziehen gehabt haben, ob nicht das Zeugniß am Grabe kräftiger. Die thüringischen Herren hatten wohl gewußt, was sie gethan.

Während die ältern und jüngern Herren nun im Gespräch die Becher fleißig leerten, der beiden Verstorbenen ehrend gedachten und von ihnen erzählten, schlich sich der Junker von Merenberg leise aus dem Saal, denn er hatte bemerkt, daß der Hauptmann Cliesberlin seinen Platz verlassen hatte und konnte sich nicht denken, daß der Kaiserliche Officier den Becher so früh schon umgekehrt habe, um in sein Standquartier zurückzureiten. Freilich war's schon halbdunkel, aber es war ein regnerischer Nachmittag und die Zeit noch nicht vorgerückt. Den Junker plagte die Eifersucht, er hatte im Laufe des Nachmittags schon öfter

die Absicht gehabt, in dem Hause herumzuschleichen und zu sehen, ob ihn nicht das Glück begünstige, ob nicht Esther Maria ihm vielleicht begegne. Er traute begreiflicher Weise dem Hauptmann Cliesberlin ähnliche Wünsche und Pläne zu, und irrte sich wahrscheinlich nicht, deshalb schlich er sich hinaus.

Unten wogte der Lärmen des Festes, oben war es ganz still; Junker Wirich schlich zu den Gemächern, in welchen er die Damen wußte, er hätte eintreten können, dem nahen Verwandten war das erlaubt, Frau Schatz würde ihrer Schwester Sohn freundlich genug aufgenommen haben. Bei den Frauen eingetreten konnte der Ritter nicht sein, das verbot die Sitte, aber er konnte lauern, um Esther Maria anzutreten, wenn sie etwa das Zimmer verlasse. Er spürte überall herum, aber er fand seinen Nebenbuhler nirgend. Wirich kannte das alte Haus zum Werder ziemlich genau mit all' seinen zahllosen Treppen und Treppchen auf und nieder, mit seinem Labyrinth von Gängen, seinen Winkeln und Vorsprüngen, den ganzen regellosen Haufen von Bauwerken, an dem eine Reihe von Generationen gearbeitet hatte.

So schlich sich denn der Junker auch über die kleine Treppe zu dem bedeckten Söller hinunter, bis zu welchem Frau Schatz Regine gehen mußte, wenn sie

die Mägde rufen wollte, welche ihre Kammern an dem Gang hatten, welcher auf den Söller mündete. Es war hier schon ganz dunkel, plötzlich stand Wirich still und lauschte. Er vernahm die Stimme des Hauptmanns, er hörte sie deutlich schmeichelnde Worte der Zärtlichkeit sprechen, eine ungeheure Gluth des Zorns überkam den Junker, Eifersucht, ja, aber auch Empörung, daß Esther Maria, die königlich stolze, am Begräbnißtage ihres Vaters und ihres Bruders, dem Hauptmann ein verliebtes Stelldichein geben konnte! Das war ja gar nicht möglich! Wirich lauschte odemlos. Ja, beim lieben Hergott von Merenberg! es ist Cliesberlin's verfluchte Stimme, aber halt! es ist nicht Esther Maria, mit welcher er spricht, so würde er nie wagen mit ihr zu reden, trotz seiner ungeheuren Frechheit, solche Worte kann er nicht wagen ihr zu sagen! Wer kann das sein?

Der Junker lauschte in höchster Aufregung.

„Morgen gegen Mittag komme ich hinaus, mein Schätzchen!" sagte der Hauptmann.

Die leise geflüsterte Antwort verstand der Junker nicht.

„Kleine Hexe!" entgegnete der Hauptmann lachend.

Der Junker hörte küssen, er verstand eine Weile nichts von dem Gespräch.

„Die Pelzgrethe wird Dir das Zeichen geben!“ sprach der Ritter wieder deutlich.

Dem Merenberger fiel ein Stein vom Herzen, er wußte jetzt, mit wem der Hauptmann Cliesberlin da unten so zärtlich im Dunkeln koſete, er vernahm noch zum Ueberfluß einige Worte des ſich ſchwach ſträubenden verliebten Weibes, er erkannte deutlich die Stimme der flinken Frau Schwalbin, der zwiefach Ungetreuen. Der Junker ſchlich ſich leiſe fort, er rieb ſich die Hände, er freute ſich, daß er die Frau Schwalbin ertappt, er konnte ſich jetzt ohne Weiteres von ihr losmachen; der Gedanke an dieſe Frau war ihm beſchämend und ſchmerzlich geworden in der letzten Zeit, ſo ſelten er auch in ihm aufgetaucht war; dieſe Frau, ſo hübſch ſie war, gönnte er dem Hauptmann Cliesberlin von ganzem Herzen.

Obwohl er einen weiten Umweg zu machen hatte, ſo war er doch viel früher wieder im Saale, als der Hauptmann, der weit ſpäter ſeinen Sitz einnahm. Er mußte einen langen Abſchied von der hübſchen Amtmannsfrau genommen haben!

Der Junker lächelte ſpöttiſch zu dem Hauptmann hinüber, dieſer ſchaute ihn ſtolz fragend an.

Nach einer Weile erhob ſich Wirich wieder und begleitete den höchſt würdevollen und ſehr geſchäftigen

Herrn von Trautenbuhlen auf seinem letzten Umgange zur Nöthigung der Gäste, die fast Alle schon so voll waren, daß sie nichts mehr vermochten, und der freundlichen Anspornung des Junkers nur mit einem wehmüthigen Lächeln des Unvermögens entgegnen konnten.

„Wollt ihr Euch nicht einmal in der Kammer der alten Frau Melle zeigen, strenger Junker", bat ihn Amtmann Buckelorum, „dort ist eine große Freundin von Euch, die hat mich schon zweimal ausgezankt, daß ich Euch noch nicht dahin geschickt, ich bitt' Euch, geht hinein, strenger Junker, ich bin sonst meines Lebens nicht sicher!"

Wirich sah den Amtmann verwundert an, denn er meinte, es sei Frau Trude, die nach ihm verlange.

„Ja, verwundert Euch nur", fuhr der ehrliche Kerl fort, „Ihr werdet's nicht rathen, meine Trude ist auch drinnen und andere Weibervölker!"

Der Amtmann ging weiter und der Junker trat, allerdings etwas neugierig gemacht, in die Kammer der Frau Melle, einer alten Gürtelmagd der Schloßfrau.

Dort war eine erkleckliche Anzahl von Weibern versammelt, deren surrendes Gespräch augenblicklich stockte, als der Junker mit freundlichem Gruß eintrat, aber weiter was, als seinen Gruß, hatte Wirich auch noch nicht gesagt, als er sich von zwei mächtigen Armen

umfaßt fühlte, und in das volle rothe Gesicht der Wirthin zum wilden Mann in Naumburg blickte. Die „wilde Frau“ sah stattlich über die Maaßen aus, sie hatte eine neue Sammetmütze auf ihren dicken Haarflechten, und die silbernen Ketten, mit denen ihr Busenlatz verschnürt war, waren so dick, nun, so dick wie sie zu diesem Dienste sein mußten. Sie schaute den jungen Edelmann mit ihren dunkeln Augen so herzlich freundlich und dabei zugleich so schelmisch lustig an, daß der ganz die Trauer vergessend laut ausrief: „Juchhe! meine gute Freundin, die wilde Frau aus Naumburg ist da!“

„Ja, sie ist da, die wilde Frau“, brach nun der Strom der Rede unaufhaltsam über die vollen rothen Lippen, „die wilde Frau ist schon seit heut Morgen da, sie durfte heut auf dem Werder nicht fehlen, Ihr habt mich nicht gesehen, aber ich habe Euch gesehen, Gott segne Euer hübsches Gesicht —“

„Schiefes Gesicht, wollt Ihr sagen!“ unterbrach der Junker lustig die Rede.

„Meinethalben schiefes Gesicht, ist aber ein gutes Gesicht“, fuhr die wackre Frau eifrig fort, „und wer was dagegen hat, oder auf dieses Gesicht schelten will, der mag zu mir in den wilden Mann nach Naumburg kommen, da will ich ihm zeigen, was eine Harke ist

und wo der Wein neben dem Zapfen ausfließt! Ihr habt ein vornehmes Aussehen bekommen, Junker, es ist was mit Euch vorgegangen, die Trauer um die Herren hier kann's nicht sein, denn Ihr habt sie nicht gekannt, aber es ist was mit Euch vorgegangen. Meister Rockenthür läßt Euch fein grüßen, Junker, und Alle, die mit auf der Hochzeit waren, absonderlich die hübschen Weibsen darunter, solch' eine lustige Hochzeit ist nicht gewesen im wilden Mann seit Menschengedenken! Wie seid Ihr denn jetzt mit Eurem Kerl dran? ich habe ihn gelehrt gut thun, aber es scheint nicht recht angeschlagen zu haben, denn er schlich sich vorher, als ich durch die Halle ging, hastig davon, machte wieder ein Gesicht, als hätte er einen Topf Mäuse gegessen und saures Bier aus dem Faßdeckel dazu getrunken, den solltet Ihr mir noch einmal zweimal vier und zwanzig Stunden meißnisch Geld,*) das heißt drei Tage, in die Cur geben, ich stehe Euch dafür, ich wollte ihn so geschickt machen, daß er statt Abendbrot zu essen, auf dem Kopfe ginge, mit den Füßen in der Luft quirlte und dann mit ganz feiner Stimme sagte: wünsche wohl gespeist zu haben!"

So ging's unaufhaltsam weiter, so lange die wilde

---

*) Weil 24 Groschen meißnisch drei Gulden machten.

Frau Odem hatte, und der fehlte ihr nicht in der breiten Bruſt. Der Junker hörte ihr höchſt beluſtigt zu und achtete anſcheinend gar nicht auf die Frau Schwalbin, welche allerlei Grimaſſen machte, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Offenbar wollte ſie die Beleidigte ſpielen, weil der Junker ſie in der letzten Zeit nicht beſucht hatte, da ſich der aber nicht um ſie bekümmerte, ſo ſchlich ſie langſam näher. Wirich ſah ſie nicht an. Die wilde Frau hatte das augenblicklich bemerkt mit ihren ſcharfen Augen, ſie faßte ſogleich ganz unbekümmert des Merenbergers Hand, zog ihn in eine Ecke und flüſterte haſtig: „Ihr habt einen Verdruß mit der Palmenſtecherin, wollte ſagen mit der Schwalbin, gehabt, Ihr wollt nichts mehr von ihr wiſſen, ich ſehe das gleich, hat ſie ſich was gegen Euch zu ſchulden kommen laſſen? Ihr ſeid ihr gut geweſen, Ihr habt Euren Gefallen an ihr gehabt, ich denke an nichts Unehrliches, dazu würde ich die Hand nicht bieten, wenn das wäre, würde ich mit der Fauſt drein ſchlagen; aber ſie iſt ein hübſches, flinkes, kleines Weibchen, und ein Küßchen in Ehren ſoll Niemand wehren, alſo auch Amtmann Schwalbe nicht, der thut's auch nicht, kenne ihn ſchon lange. Muhme Palmenſtecherin, wollte ſagen Schwalbin, was habt Ihr mit dem Junker gehabt?“

Die letzten Worte richtete die wilde Frau an die Amtmännin, welche während des Gesprächs ganz nahe getreten war, diese blickte trotzig und verlegen zugleich vor sich nieder, der Merenberger aber sagte lachend: „Nichts, gar nichts, die hübsche Frau hält es nur lieber mit den Katholischen, und mit denen will ich nichts gemein haben!“

Mit offnem Munde und offnen Augen starrte die wilde Frau bald den Junker, bald ihre Verwandtin an, die ganz bleich einen halben Schritt zurücktrat.

In demselben Augenblick kam einer der Knechte, welcher den Junker abrief zum Valettrunk im großen Saal, denn die Gesellschaft war im Aufbruche begriffen, und Wirich hatte dem von Trautenbuhlen versprochen, ihn bei'm Valetbescheidtrinken zu unterstützen.

„Hütet Euch, dem Zeichen zu folgen, welches die Pelzgrethe Euch giebt!“ flüsterte Wirich der Schwalbin noch zu, dann eilte er hinaus, wo schon mehrere Stimmen nach ihm riefen.

Als er durch das Gedränge der Knechte in den Saal gelangte, wurde eben der Valettrunk, der Abschiedsbecher, gebracht; oben an der Tafel stand der von Trautenbuhlen, und neben ihm stellte sich Wirich auf mit männlicher Fassung, denn es galt nunmehr eine harte Probe. Jeder Gast näherte sich mit dem

gefüllten Becher dem, welcher die Stelle des Wirths und Hausherrn versah, und leerte diesen Becher auf den Abschied, der Wirth aber mußte Jedem Bescheid thun, das war der Valettrunk. Wenn viele Gäste waren, muthete man ihm nicht zu, den Becher zu leeren, aber trinken mußte er doch mit Jedem, und das war selbst dem von Trautenbuhlen heut zu viel, und deshalb hatte er sich in Wirich einen Gehülfen gesucht. Einen bessern konnte er nicht finden, sie thaten den Herren abwechselnd den Valet=Bescheid, aber als der Letzte hinaus war, spürte der Merenberger den Wein doch so gewaltig, daß er sich am Kamin nieder=setzen mußte, wo er augenblicklich einschlief. Der von Trautenbuhlen dagegen, obwohl sein Gang schwankend war und seine Befehle etwas unverständlich wurden, wartete seines Amtes noch, bis hinter dem Letzten der Gäste die Fallgatter niedergesunken und die Zugbrücken aufgezogen waren, dann setzte auch er sich am Kamin nieder und schlief ein wie sein Gehülfe. Amtmann Buckelorum aber ließ sie sorglich mit Mänteln bedecken.

Neuntes Kapitel.

Bis zum Dreimargenstein.

„Erde müssen wir begraben
Und was in uns irdisch ist,
Wollen wir im Lichte haben
Was vom Himmel göttlich ist."

(E. M. Arndt.)

Der Winter war verschwunden und der Frühling ungewöhnlich früh in's alte Thüringerland gekommen, milde Regenfluthen waren ihm vorangegangen und lustig streckten die Gräser und Halme ihre zarten Spitzen hervor aus der lockeren Erde. An den Rändern der Tiefungen zeigten sich dichtgedrängt die dunkelgrünen Veilchenblätter vom Jahre vorher und hellgrün dazwischen, mit kleinen violetten Pünktchen bezeichnet, die Blätter und Blüthenknospen des neuen Frühlings. Gundermann, Kälberkropf und Bienensaug wiesen sich gegenseitig ihre neuen Blätter an den schlanken Stängeln, die sich vor dem sanften Anhauch des Lenzwindes

neigten. Das kleine Mandelbäumchen, das in der sonnigen Ecke am Brückenbastion von Haus Werder stand, das war über und über mit Blüthen bedeckt, die schneeweißen Blüthen aber schimmerten blaßroth wie die weiße Wange der Jungfrau, die eines Jünglings gedenkt in tiefinnerster Seele. Schneeglöckchen und Primeln küßten sich unten am Strande der rasch strömenden Unstrut und oben an den Bergen hatten Thau und Regen schon die Schluchten gereinigt, in denen bei anhaltenden Nachtfrösten sonst schmutzige braune Schneeschichten bis weit in den Frühling hinein liegen blieben und also störend wirkten. Ueber der Landschaft aber stieg schmetternd die Lerche auf und mischte ihrer Stimme Klang mit balsamischer Frühlingsluft, mit Sonnengold und Himmelblau.

Reges und frisches Bewegen überall im alten Thüringer-Lande, absonderlich um das Haus auf dem Werder.

Da kam aus dem fernen Süden herauf der ernste, feierliche Storch, welcher sein Nest auf dem Dache eines westlichen Erkers hatte, immer rascher wurde sein Flügelschlag, je mehr er sich der heimischen Stätte näherte, wo er sich vor Jahren sein Nest gebaut und seiner jungen Brut das Fliegen gelehrt. Von allen Seiten strich das lose Volk der Staare plappernd und

schwirrend, schnarrend und plärrend einher, so daß die Sperlinge, die alten Bewohner der Dächer von Haus Werder, laut schimpften über die Fremdlinge, die sie überschrien und ganz zu Hause thaten in ihrem Bereich. Das gab einen Lärmen so wirr, daß es dem greisen Raben auf dem Wipfel der höchsten Platane zu viel wurde, er schüttelte mißbilligend sein weises Haupt, schaute mißbilligend rechts und links hinab auf die lärmenden Schwärme, und ruderte dann mit starken Flügelschlägen einem stillern Felde zu, wo er etliche seiner schwarzen Brüder fand, mit denen er dann in schweigender Grandezza hinter einem einsamen Pfluge herschritt und aufmerksam die frische Furche betrachtete, in welcher er Allerlei fand, was er trotz seiner Vornehmheit nicht verschmähete als ein leichtes Frühmahl zu sich zu nehmen. Hier und da vernahm man auch schon den schier wehmüthig klingenden Lockruf des Rebhuhns, im aufkeimenden Walde drüben sang der Finke seine schmelzende Weise, Huhn und Taube scharrten mit höchster Emsigkeit in dem lockern Erdreich und über die nassen Niederungen am Stromufer strich blitzschnell die Wildente hin, um sich unter dem überhängenden Dornenbusch zu bergen.

An einem solchen lustigen und lebendigen Frühlings-Anfang-Morgen sehen wir jenseits der Unstrut und des

Dorfes Werder zwei Damen ostwärts wandern. Beide tragen die schwarzen Wollengewänder der tiefen Trauer, darüber aber den vorn offenen und nur von einem Ledergürtel zusammen gehaltenen, weitärmeligen und weiten Rock von grober, grauer Leinewand, dessen sich damals auch die vornehmsten Frauen bedienten, wenn sie zur Sommerzeit in's Feld wanderten, oder die Rosse zu einer Landfahrt beschritten. Schwarze Hüte trugen die Damen, darunter aber das Kopftuch von sauberm Linnen, dessen langer Zipfel tief herab über den Nacken hing, während der kürzere die Stirn kühlte, und die beiden andern die Wangen vor dem Brand der Sonne schützten. Die Damen waren Frau Schatz Regine auf Haus Werder und deren ältere Tochter Fräulein Esther Maria. Wunderlich stand den Beiden der Linnenüberrock und das Zipfeltuch, und wären die Gesichter Beider nicht so gar ernst anzuschauen gewesen, man hätte an eine Verkleidung zu irgend einem Mummenschanz glauben mögen.

Esther Maria hatte den ersten Schmerz mit seiner leidenschaftlichen Aufregung überstanden; ihr schönes Angesicht war immer ernst gewesen, hatte ihre Schönheit sich vorher aber mit einer gewissen, hochmüthigen Kälte vereint gezeigt, so erschien sie jetzt mit einer

Bayerische Staatsbibliothek München

süßen, stillen Trauer geschwistert, was sie noch ergreifender machte.

Frau Schatz Regine dagegen, obwohl sie äußerlich in Schmerz und Trauer viel gehaltener und maaßvoller sich benommen, als ihre Tochter, war sichtlich mehr angegriffen; sie war vorher, trotz ihrer schiefen Wange, noch immer das gewesen, was man in gewissen Jahren eine hübsche Frau nennt, das war sie nicht mehr. Ihr Antlitz zeigte deutliche Spuren des Verfalls, der Verlust des Gemahls und des Sohnes hatte die zarte Frau viel tiefer getroffen, als ihre energische Seele selbst glauben mochte; aber nicht nur das Antlitz war verfallen, auch die sonst so stolz und leicht aufrecht getragene Gestalt war ein Wenig nach vorn gebeugt, und nur in den glänzenden Augen, die jetzt noch größer und bedeutender schienen als früher, lebte die sonstige Energie, der kluge, unabhängige Geist, mit welchem die edle Frau in schwerster Zeit sich und Andern durchgeholfen und den höchsten Ruhm in dem ganzen Lande Thüringen gewonnen. Frau Schatz Regine ging an einem langen, glatten Stabe, der unten eine eiserne Stachelspitze, oben aber eine Krücke hatte; an diesem Stabe, dessen sie sich zu vielen und verschiedenen Dingen bediente, hatte man die edle Frau schon seit Jahren gehen sehen, die Leute aber schüttelten jetzt doch heimlich

die Köpfe, denn sie bemerkten wohl, daß sich ihre Gebieterin nun auf den Stab stützte, das hatte sie sonst nicht gethan, selbst dann nicht, wenn sie zu Fuß nach Niederrode gegangen war, und zu Fuß von da wieder zurückkam, eine Wanderung von fast vier Wegstunden.

Heute hatte sich Frau Schatz Regine kein so fernes Ziel gesteckt, sie ging mit ihrer Tochter nach der sogenannten Nobisschenke, die eine Stunde etwa vom Strande der Unstrut entfernt war. Diese Schenke war ein altes Besitzstück des Hauses auf dem Werder, und war seit undenklichen Zeiten in Erbpacht ausgethan. Die Nobis-Schenke war der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk der ganzen Umgegend, man versicherte, wer in der Nobisschenke nicht Karte spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel Späne schnitzen zum Anbrennen der Pfeifen der Spieler. Diese Sage wurde ganz ernsthaft erzählt und auch geglaubt. Einige erklärten auch ganz kurz, in der Nobis-Schenke sei es ungefähr ebenso wie im Himmel.

Der Mensch muß nun einmal etwas glauben, er braucht den Glauben so nothwendig zum Leben, wie er die Luft braucht, darum halten die Menschen, die nicht wirklichen Glauben haben, so viel sonderbares, albernes und schlechtes Zeug für wahr.

Der gegenwärtige Wirth in dem Nobis-Krug hatte

im vorigen Jahre ein junges Weib genommen, eine von den Mägden aus Haus Werder; die fanden immer Männer, weil Frau Schatz Regine sie zu tüchtigen Weibern erzog, — jetzt ging die Frau vom Werder mit ihrer Tochter, die Wöchnerin zu besuchen.

Es war ein überaus anmuthig Stück Land, über das die Herrin mit ihrer Tochter wandelte; der gute Boden war sorgfältig bearbeitet, der Mittelboden zeigte schon ältere Anpflanzungen von Fruchtbäumen, den schlechten hatte man weise der Natur überlassen, denn noch war die Wirthschaftswissenschaft unserer Tage nicht erfunden, welche der liebenden Hand der Natur auch den letzten Fußbreit Landes entreißt, um ihn „in Kultur" zu nehmen, welche mit einem Raffinement ohne Gleichen und ohne Rücksicht auf die Zukunft dem Boden den möglich höchsten Ertrag so zu sagen „abkitzelt". Damit soll gegen die wirklichen Fortschritte, die wir im Ackerbau gemacht haben, durchaus Nichts gesagt sein; wir wollen unsere Stimme nur gegen jenes herz- und gewissenlose System erheben, welches den Boden für die Gegenwart aussaugt und ihn der Zukunft impotent überliefert. Frau Schatz ließ viel Land unbebaut liegen, aber die Natur zeigte sich dankbar, sie schmückte die anmuthigen Weideplätze mit lustigen

Gebüschen und schönen Waldbäumen verschwenderisch und gab der Landschaft dadurch einen großen Reiz.

Etwa in der Mitte dieser grünen, mit kleinen Gruppen von Buchen und Birken, mit Haselnuß-Gebüschen und anderem Buschwerk wie bestreuten Rasenflächen, welche einen ziemlich bedeutenden Terrain einnahmen, befand sich ein schöner See, welcher etwa anderthalb Meilen im Umfange hatte. Dieses Gewässer erhielt Zufluß durch einen außerordentlich klaren Bach, der von einer geringen Bodenerhebung ostwärts niederfloß. Dem Einfluß des Baches gegenüber erstreckte sich eine sandige Landzunge in's Wasser, und bildete eine Bucht, die an einer Stelle klippenartig übereinander gethürmte Steine malerisch am Strand zeigte; sonst waren die Ufer dieses kleinen See's mit Birken und Föhren bestanden, hier und da sah man auch wohl eine schöne alte Eiche, welche mit ihren mächtigen Wurzeln gewiß bis in den See hineingriff. Zwischen diesen Bäumen hindurch schimmerten weiß getünchte Mauern, ein Strohdach mit zwei Schornsteinen darüber, aus denen blaue Wölkchen kerzengerade aufstiegen in die leichte Luft.

Das war die Nobisschenke.

Frau Schatz Regine und ihre Tochter kamen zu dem Platz am breiten Stein, der hell von der Sonne

beschienen war; sinnend blickten die Beiden hinein in die Landschaft, in der sich hundert Stimmen zugleich erhuben und unwissentlich zusammenstimmten in eine große Harmonie. Auch die Menschenstimmen fehlten nicht, denn auf dem Fahrwege, der drüben in der Schlucht hinlief, rasselte ein Wagen, und eine rauhe, aber frische Stimme sang das berühmte alte Lied mit den unzähligen Versen:

Was braucht man auf ein Bauerndorf?
Was braucht man auf ein Dorf?
Ein Hund, der wacker bellt,
Ein Vogt, der auf's Rechte hält,
Ein Mädchen, das sich küssen läßt,
Ein Kockelhahn auf jedem Mist,
Das braucht man auf ein Bauerndorf,
Das braucht man auf ein Dorf!

Auf einen glatten breiten Stein, dicht am Ufer des See's, ließ sich Frau Schatz Regine nieder; dem Winke ihrer Mutter folgend, that Esther Maria ein Gleiches, und so saßen die beiden Frauengestalten, vom hellsten Sonnenschein wie übergossen, am See; eine ziemliche Weile saßen Beide schweigend, dann erhub die Tochter ihr königlich Haupt und sprach ruhig umblickend: „Ihr habt uns einen seltsamen Platz zum Ausruhen erwählt, herzliebste Frau Mutter!“

Frau Schatz blickte auf, sah ihrer Tochter ernst und wehmüthig in's Angesicht, und sagte dann, auf

einen Steinblock deutend, aus welchem die roſtigen Köpfe von drei großen eiſernen Nägeln hervorragten: „Glaubſt Du es, mein Kind, daß die Bauern die Nägel hier eingeſchlagen haben zum Zeichen, daß hier der Mittelpunkt der Erde iſt?“

Eſther Maria ſchaute ihre Mutter verwundert an. Es war ungewöhnlich, daß die Frau Schatz ſolche Fragen that, ſie that ſie heute auch nur, weil ſie verlegen war um einen Anfang des Geſprächs.

„Du haſt recht,“ fuhr Frau Schatz fort, „es iſt ein verrufener Platz hier, ſo nahe am Mittelpunkt der Erde, es ſoll ſich ja hier auch in ſtillen Winternächten die Schlüſſeljungfrau von Nebra zeigen, das heißt, jenes Geſpenſt ſoll die rechte Hand ſehen laſſen, in welcher es die Laterne trägt, denn ſonſt iſt es unſichtbar. Nun, der Platz iſt verrufen, ich denke aber, daß wir am Frühlingstage und im hellſten Morgenſonnenſchein es ſchon mal wagen können, hier zu ſitzen.“

„Mutter,“ fragte Eſther Maria plötzlich, „könnt Ihr mir nicht melden, was dieſe Schlüſſeljungfrau von Nebra hier mit der Laterne ſucht?“

„Man ſagt,“ erwiderte Frau Schatz Regine mit der vollen Ernſthaftigkeit des Glaubens an Sagen und Ueberlieferungen, nicht mit der hochweiſen Ironie, mit welcher heut zu Tage ſolche Gegenſtände behandelt

werden, „daß die Schlüsseljungfrau von Nebra hier auf diesen Stein, auf welchem wir sitzen, das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt habe, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde gekommen sei. Die Liebesleute koseten mit einander in dem Eichengebüsch drüben; als aber die Leichtsinnige zu diesem Stein zurückkehrte, da hatte sie ihre Unschuld verloren, und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr, das hatte der Nix geholt, und das Kind ist der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht das unglückliche Wesen allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte; man sieht es aber nie, und nur in dunkeln Nächten seine rechte Hand, weil es darin eine Laterne trägt."

Es entstand eine kleine Pause, dann begann Esther Maria muthig: „Ihr habt mir auf diesem Wege nach der Nobisschenke etwas sagen wollen, liebste Mutter, wäre jetzt nicht Zeit dazu?"

„Du ahnest, wovon ich mit Dir reden will, mein Kind?" fragte Frau Schatz, ohne ihre Tochter anzusehen.

„Ja!" entgegnete Esther Maria einfach.

„Der Vetter Wirich liebt Dich!" sprach die Dame ernst.

„Ich weiß es wohl!" versetzte die Jungfrau und ein wehmüthiger Zug zeigte sich um ihren Mund.

„Wirich ist ein edler, junger Mann“, fuhr Frau Schatz fort, „und es war Deines lieben seligen Vaters Wunsch, Dich mit ihm zu vermählen.“

„Es ist auch Euer Wunsch, meine liebste Frau Mutter“, erwiderte Esther Maria herzlich, „und Gott weiß es, wie gern ich Euren Wunsch erfüllen würde, wenn die Erfüllung desselben in meiner Macht läge, aber Ihr wißt es, denn es kann Eurer Klugheit nicht verborgen geblieben sein, daß ich eine recht schwesterliche Zuneigung und Liebe für den Vetter Wirich spüre, daß aber darüber hinaus mein Herz kalt ist gegen ihn, — nein, ich bitte Euch, liebste Frau Mutter, laßt mich ausreden, und vergeßt Eure Rede nicht. Seht, ich würde dennoch dem Vetter getrost meine Hand geben, denn er ist ein braver Mann, aber er geht nicht in meine Kirche, er betet nicht an einem Altar mit mir! Nun, ich bitte Euch, hört mir wohl zu, liebste Frau Mutter, seht, selbst wenn ich dem Vetter Wirich anders zugethan wäre, als mit der Liebe einer Schwester, und wenn er mit mir zur Messe ginge, selbst dann würde ich mich weigern, ihm meine Hand zu reichen.“

Fest und bestimmt sagte das die Jungfrau; erstaunt, fragend blickte Frau Schatz.

„Das klingt wie ein Räthsel“, erläuterte Esther

Maria ruhig, „und ist doch keins, oder es ist doch nur eins, weil die Frau Mutter in der letzten Zeit ihr Auge in Sorge und Liebe nur auf mich gerichtet hat. Meine liebste Mutter, Ihr habt nicht bemerkt, daß meine liebe, kleine Schwester, daß unsere Magdalene Regine den Vetter Wirich von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebt —"

Frau Schatz öffnete die Augen weit.

„Meine Schwester liebt unsern Vetter", fuhr die Jungfrau fort, „und selbst, wenn ich ihn liebte, so würde ich zurücktreten, denn sie würde freudlos, vielleicht auch freundlos, denn sie läßt sich verbittern, durch's Leben gehen, ohne den Mann ihrer Liebe. Ihr seht, liebste Frau Mutter, die Wünsche des seligen Herrn Vaters und die Eurigen werden erfüllt werden, wenn auch nicht durch mich, so doch durch meine kleine Schwester!"

„Aber Wirich liebt ja Dich, mein Kind", rief Frau Schatz noch ganz bestürzt über diese Eröffnungen, „er liebt Dich und nicht Deine Schwester!"

„Wirich glaubt mich jetzt allerdings zu lieben", entgegnete das schöne Mädchen ruhig, „man hat ihn auf mich hingewiesen, ich hab's wohl bemerkt, er hat mich schön gefunden, seine Leidenschaft ist entflammt, aber er liebt mich eigentlich doch nicht! Fragt ihn mal

auf's Gewissen, der Vetter ist eine aufrichtige Seele, er wird Euch bald bekennen, daß etwas zwischen ihm und mir ist, was ihn feindlich anmuthet, was er weg=wünscht, was er aber nie überwinden kann. Habt keine Sorge, Frau Mutter, der Vetter braucht nur auf unsere Kleine hingewiesen zu werden, und er wird sie lieben; habt Ihr denn nicht bemerkt, daß er mit ihr gleich von Anfang an viel vertraulicher war, als mit mir? er fühlte sich gleich als er ankam mehr, viel mehr zu meiner Schwester hingezogen, als zu mir; wenn er zu ihr ging, folgte er seinem Herzen, wenn er zu mir kam, einer Weisung, das war der Unterschied. Und dann müßt Ihr selbst zugeben, liebste Frau Mutter, daß er mit seinem kecken, frischen, frohen Wesen viel besser zu unserer Kleinen paßt, wie zu mir; auch braucht der Wirich Zaum und Zügel im Leben, und keine Hand ist geschickter, ihm den überzuwerfen, wie meine Schwe=ster; ich aber, ich verstehe solche Künste nicht. Glaubt mir, liebste Frau Mutter, Vetter Wirich und unsere Kleine sind für einander bestimmt gewesen von allem Anfang an, sie passen trefflich zu einander, sie liebt ihn und wird ihn lieben, er wird sie lieben und sie tragen, auch ertragen, und das ist in der Ordnung; Eure Wünsche werden erfüllt, was thut's, daß die jüngere Tochter an die Stelle der Aelteren tritt? Oder

glaubt Ihr, daß Euer lieber Wirich dabei verliert? Ei, da irrt sich die kluge Frau Schatz denn doch einmal, glaubt mir Frau Mutter, ich weiß recht gut, daß ich leiblich eine schöne Person bin, meiner Mutter kann ich das ja wohl bekennen, aber Ihr könnt mir's glauben, den meisten Männern gefällt Magdalene Regine weit besser wie ich; ich habe oft darüber nachgesonnen, woher das komme, und erst vor einiger Zeit bin ich darüber klar geworden. Ich hörte den alten Herrn Marschall von Herrengosserstädt mit seinem Schwestersohne auf dem Söller reden, der alte Herr meinte, sein Verwandter solle mir, wenn die Trauer vorüber, einen Antrag machen, der Junker von Wangenheim aber rief: „der schönen Esther Maria? Gott soll mich behüten, Ohm! was soll ich mit der anfangen? ich würde niemals den Muth haben, dieses prächtige Weibsbild in die Küche zu schicken, oder in den Stall, oder auf's Feld, oder in die Kinderstube, nein, die könnte man höchstens als Heiligenbild in eine Nische stellen und sie anbeten, wo denkt Ihr hin, Ohm? aber bei der Kleinen will ich mein Glück versuchen, die giebt eine Thüringische Edelfrau, eine Deutsche Hausfrau!" So sprach der Junker von Wangenheim, liebste Frau Mutter, seine Rede hat mir wohl und weh zugleich gethan, aber Recht hat er

in dem Punkt, daß die meisten Männer weit besser mit meiner Schwester fahren werden, wie mit mir."

Frau Schatz hatte ihre Tochter bis hierher ruhig reden lassen, anfänglich war sie überrascht durch die Nachricht, daß ihre jüngere Tochter den leichtblütigen Junker vom Rhein, der ihr so am Herzen lag, liebe, sie hatte rasch zurückdenkend auch bald begriffen, daß Esther Maria überall Recht habe, sie fühlte, daß es nicht schwer fallen könne, Wirich mit Magdalene Regine zu verbinden, trotz dessen lodernder Leidenschaft für die ältere und allerdings schönere Schwester. Die edle Frau war Gott dankbar in ihrem Gemüthe, der ihr nun durch die andere Tochter einen Lieblingswunsch gewährte, an dessen Erfüllung sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr geglaubt hatte; die kluge Dame lächelte leise, über sich selbst spottend, daß sie bei all' ihrer oft und laut gerühmten Klugheit das Alles ganz übersehen und sich nutzlos gekümmert hatte. Frau Schatz war von Herzen demüthig, aber sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht an ihre eigene Klugheit geglaubt hätte, die sie so oft von Erfolgen gekrönt sah, die sie immer preisen hörte; es war ihr eigentlich immer leicht, wenn sie sich einmal getäuscht sah, das gab denn ihrer christlichen Demuth für eine geraume Zeit wenigstens einen guten Halt.

Sie hatte die Rede ihrer Tochter bis zu Ende gehört, jetzt legte sie ihre kleine hübsche Hand auf Esther Maria's Arm und sprach: „Du sagst, die meisten Männer würden mit Deiner Schwester Regine besser fahren wie mit Dir, mein Kind?"

Das schöne Mädchen neigte leicht das stolze Haupt.

„Ist das Stolz, oder Demuth?" fragte die Mutter.

„Beides, beides, liebste Frau Mutter!" versetzte Esther Maria eifrig.

„Du glaubst also nicht, daß die Männer, welche besser mit Dir fahren würden in der Ehe, daß die besser sind, als die, welche Du deiner Schwester gönnst?" forschte Frau Schatz, welche einen bestimmten Plan verfolgte.

„Nein", erwiederte die Jungfrau bestimmt, „ich glaube nicht, daß sie besser sind, sie müssen nur ganz anders sein; ich will meinem Gemahl dienen, meine Schwester wird ihren Gemahl führen und leiten, es giebt viel mehr Männer, die man führen und leiten, als solche, denen man von ganzem Herzen dienen kann, diese letzteren sind aber nur in seltenen Fällen die bessern!"

Esther Maria schwieg, ihre Mutter sah sie groß an, staunend, es war ihr, als lerne sie erst heute ihre ältere Tochter kennen. Frau Schatz hatte in ihrer Jugend vielleicht auch das tiefe Gefühl, die Sehnsucht gehegt, dem Manne ihrer Liebe und Wahl zu dienen;

es ist das ein Gefühl, welches in jedem echten Weibe lebt, bei Vielen sich ganz unbewußt geltend macht, bei den Meisten unentwickelt bleibt und bei Wenigen als schönste Blüthe der Weiblichkeit in's Leben tritt. In Frau Schatz Regine hatte sich dies Gefühl nicht entwickeln können, sie hatte bald begriffen, daß sie den wackern Kriegsgesellen, ihren Gemahl, leiten müsse, das aber hatte sie ihr Leben lang mit Feinheit und Milde gethan, mit solcher Feinheit, daß sie selbst die Achtung vor ihrem Gemahl sich bewahrt hatte. Sie war aber so gewohnt, sich als das leitende Haupt zu betrachten, daß sie fast erschrocken war, ihre ältere Tochter, die schöne, königlich stolze Esther Maria solch' weiblich demüthige Gesinnungen äußern zu hören. Sie würde sich über solche Gesinnungen bei ihrer andern Tochter kaum gewundert haben, die ihr doch in ihrem Wesen äußerlich und innerlich viel näher stand; so täuschen sich selbst kluge Mütter oft ganz über den Gang, den die Entwickelung ihrer Töchter nimmt! Manche Mütter berührt das schmerzlich, aber sie haben einen Trost, die Väter wissen meist noch viel weniger von der Entwickelung ihrer Söhne.

Frau Schatz Regine faßte sich übrigens ziemlich schnell und that jetzt muthig die verfängliche Frage: „Du kennst also doch Männer, mein liebes Kind, von

denen Du glaubst, daß sie in der Ehe mit Dir besser fahren würden, als mit Deiner Schwester?"

Esther Maria schlug die Augen stolz auf, dann lächelte sie fein und sprach: „Ich will ehrlicher sein, als Ihr es gegen mich seid in diesem Augenblick, liebste Frau Mutter, ja, ich kenne einen solchen Mann, Einen!"

Frau Schatz seufzte, dann setzte sie hinzu: „willst Du mir seinen Namen nennen?

„Es bedarf seines Namens nicht", erwiderte das schöne Mädchen, traurig das Haupt bewegend, „Euer Seufzer würde mir gesagt haben, daß Ihr seinen Namen kennt, wenn ich's nicht sonst schon gewußt hätte, es ist mir bitter leid, liebste Frau Mutter, daß der Mann meiner Wahl nicht zugleich auch der Mann der Eurigen ist!"

„Ich habe heut' schon so Manches aus Deinem Munde gehört, was mich höchlich überrascht hat, meine Tochter, daß ich doch nicht ganz sicher bin, nenne mir seinen Namen!"

Frau Schatz blickte das Mädchen scharf an von der Seite; sie wußte, was sie that; es wird liebenden Mädchen stets schwer fallen, den Namen des Geliebten zu nennen, sie sind darin anders wie die Männer, die mit dem Namen der geliebten Dame gern einen prunkenden Cultus treiben, die den Namen auf jedes Blatt

schreiben, die ihn „gern in jede Rinde schneiden", die ihn mit gefülltem Becher im Rundgesang feiern — auch Esther Maria, so frei und stolz ihre Seele war, athmete rascher und mußte eine Art von Anlauf nehmen, dann aber sagte sie fest: „Ihr wißt es, meine liebste Mutter, daß ich von dem Ritter Cliesberlin rede!"

„Er wirbt seit langer Zeit schon um Dich!" entgegnete Frau Schatz leise.

„Sein Werben war mir lieb von Anfang an!" sagte Esther Maria.

„Du hast es lange, eigentlich bis auf diesen Tag, verborgen!" meinte die Mutter.

„Ich habe geprüft, ängstlich geprüft!" erwiederte die Tochter.

„Und Du hegst die Ueberzeugung, daß dieser Ritter Deiner würdig ist? daß er der Mann ist, dem Du dienen kannst?" fragte Frau Schatz, ängstlich die Hand ihrer Tochter erfassend.

„Frau Mutter", versetzte Esther Maria ernst, „mein Herz hat von Anfang an für diesen Mann gesprochen, welcher der Freund meines lieben, seligen Bruders war, der Kriegskamerad unseres theuren Vaters; ich habe geprüft, ja, aber ich weiß, daß die Täuschung leicht ist, wo das Herz laut redet; ich will Euch nicht verhehlen, daß ich die Ueberzeugung nicht fest habe, daß er der

Mann ist, dem ich dienen kann in Liebe mein Leben lang; es sind da manche Vorfälle, die mich irre und bedenklich gemacht haben; aber, irren ist überall in menschlichen Dingen, Gewißheit nur in himmlischen; der Ritter Cliesberlin ist der Mann, zu dem mich mein Herz zieht, dem ich in Liebe dienen möchte, habe ich mich in ihm getäuscht, dann getröste ich mich des Beistandes Gottes und seiner lieben Heiligen, der wird mich nicht verlassen, und Esther Maria vom Werder wird ihre Pflicht thun bis an's Ende."

„Du bist also entschlossen, mein Kind," fragte Frau Schatz, wehmüthig lächelnd, „dem Ritter Deine Hand zu reichen, wenn er darum bittet?"

„Nicht ohne Eure Einwilligung, liebste Frau Mutter", versetzte Esther Maria rasch, „niemals".

„Und wenn ich meine Einwilligung verweigerte?"

Frau Schatz sprach ganz leise und sah ihre Tochter flehend dazu an, diese verfärbte sich, entgegnete aber dann ruhig: „Ihr würdet Eure Einwilligung mir nur dann versagen, wenn Ihr Gründe hättet, die Ehrenhaftigkeit des Ritters zu bezweifeln, Ihr würdet mich von der Begründung dieser Zweifel überzeugen, und für diesen Fall würde ich dem Ritter meine Hand nicht reichen, und die Liebe zu ihm ausreißen aus meinem Herzen."

„Esther Maria," sprach jetzt Frau Schatz feierlich, in dem sie sich langsam erhob, „so reiße diese Liebe aus, wirf sie von Dir, mein theures Kind, der Ritter ist Deiner unwürdig, er ist ein Ehrloser!"

Das stolze Mädchen blieb sitzen und blickte mit offenen Augen auf zu der Mutter, sie hatte einen Schlag, wenn auch vielleicht nicht einen so starken, erwartet, seit das Gespräch diese Wendung genommen; sie schwieg, ihre Augen leuchteten unheimlich. Frau Schatz legte die Hand leicht auf die Schulter der Tochter. Man konnte der klugen Schloßfrau ansehen, wie mächtig es in ihr arbeitete, ihre Augen gingen ihr fast über vor Mutterschmerz und Mutterzärtlichkeit, denn sie wußte, wie tief ihr Wort, wie schmerzlich es in das Herz des geliebten Kindes gedrungen sein mußte, Frau Schatz aber machte sich hart gegen sich selbst, wie sie immer thun mußte, wenn sie eine schwere Pflicht zu erfüllen hatte. Das war eine von den Eigenthümlichkeiten dieser merkwürdigen Frau, daß ihre bessere Einsicht und ihr Pflichtgefühl einen ganz bewußten und unaufhörlichen Kampf gegen ihre durchaus nachsichtig, weiblich weichlichen Neigungen zu führen hatten. Frau Schatz war von Natur weder hart, noch streng, weder fest noch folgerecht, sie war das Alles nur, weil sie klug war, und begriffen hatte, daß es ihre Pflicht sei,

so zu handeln. Sie wußte, daß diese schroffe Erklärung ihrem geliebten Kinde tiefen Schmerz bereiten würde, im Stillen weinte sie über diese Liebe, aber sie wußte auch, daß es ihre Pflicht sei, ein Band zu zerreißen, welches ihre Tochter an einen verächtlichen Mann knüpfte, und darum zerriß sie dieses Band, ohne Säumen, mit fester Hand.

„Du fragst mich", begann Frau Schatz nach langer Pause, „Du fragst mich, meine Tochter, warum ich den Herrn von Oberreuth einen Ehrlosen nenne?"

Esther Maria hatte nicht gefragt, hatte kein Wort gesprochen, auch in ihrem Auge lag mehr eine dunkle Drohung, keine Frage.

„Du hast ein Recht, danach zu fragen", fuhr Frau Schatz fort, „den Ritter Cliesberlin nenne ich einen Ehrlosen, weil der Kaiser seinen Eid hat und er dennoch von der Churfürstlichen Durchlaucht in Dresden Geld genommen für das Versprechen, ihm die Kaiserlichen Reiter heimlich zuzuführen. Da handelte mein lieber, seliger Herr anders, als er sprach: Der Kaiser hat nicht meinen Glauben, aber hat meinen Eid! So spricht ein rechter Edelmann. Zum Andern nenne ich den Ritter Cliesberlin einen Ehrlosen, weil er seiner Mutter Witthum genommen und es verpraßt hat, mit roher Gewaltthat hat er sich in Besitz gesetzt, und zu

Plauen im Voigtlande ist des Herrn Ritters Mutter in Gram und Kummer über den unwürdigen Sohn dahingestorben, von Allem entblößt, genährt und gekleidet nur durch die Liebe und Treue ehemaliger Dienstboten. Zum Dritten endlich nenne ich diesen Mann einen ehrlosen, weil er einem Andern, den er mit Recht für seinen Nebenbuhler hielt, hinterlistig eine mörderische Falle legte, und dem Gegner heuchlerisch schmeichelte, als es dem gelungen war, sich durch seine Kühnheit aus der Falle zu befreien. Ich werde mein Kind nie einem solchen Manne geben, niemals!"

Während der Erklärung der Mutter hatte sich Esther Maria gefaßt, die Spannung schwand aus den Zügen, die Augen hatten wieder den kühlen, ruhig-stolzen Blick; was auch in ihr vorgehen mochte, äußerlich war kein Zeichen von Schmerz oder Trauer an ihr zu bemerken. Esther Maria hatte eben eine wirklich stolze Seele, sie war auch stolz gegen sich selbst, und als der erste Augenblick der Schwäche vorüber war, da hätte sie's nicht über sich vermocht, sich auch nur selbst zu gestehen, wie tief sie verwundet. Ihre Natur war eine Adler-Natur, selbst der Tod entreißt dem Adler keinen Schrei, aber er verbirgt sich und stirbt einsam.

Esther Maria erhob sich ruhig, sie stand strack und stolz aufrecht, dann sprach sie freundlich ernst: „Habt

Dank, meine liebste Mutter, die Enttäuschung ist besser vorher, als nachher; laßt davon nicht mehr die Rede zwischen uns sein; ich weiß schon, wo ich Ersatz finde für das, was ich in dieser Stunde verloren. Laßt uns weiter gehen, herzliebste Mutter, sie erwarten uns in der Nobis-Schenke!"

Frau Schatz Regine bewunderte ihre Tochter, sie ging schweigend neben ihr her, denn sie hatte den Muth nicht, zu sprechen."

Sie waren der Nobis-Schenke nahe, da stand Esther Maria plötzlich still und sagte ernsthaft: „Ein Wort noch, liebste Mutter; es wäre wohl gut für mich, wenn ich den Ritter von Oberreuth nicht mehr zu sehen brauchte, Ihr sollt aber darum keine Gefahr laufen, denn ich weiß, daß der Mann Euch nützlich ist, Euch und allen Leuten vom Haus Werder; laßt im gewöhnlichen Lauf der Dinge sich nichts verändern, und glaubt mir, ich kann's ertragen, ihn zu sehen. Dem Vetter Wirich aber sagt, daß ich ihn recht sehr schätze, er hat gegen mich nicht mit einem Wort darauf hingedeutet, daß es der Ritter von Oberreuth gewesen, der ihm damals den Hinterhalt gelegt; das ist eine großmüthige Schonung des Nebenbuhlers, die ich ihm hoch anrechne, glaubt mir, liebste Mutter, die kleine Schwester wird recht glücklich mit diesem Manne werden."

Frau Schatz antwortete nicht, das Herz war ihr zu voll, sie drückte die Hand der Tochter, und darauf gingen sie weiter; sie näherten sich mit raschen Schritten dem Gehöft der Nobis-Schenke; das war ein stattliches Anwesen; denn die kürzlich sehr sauber weißgetünchten Hofmauern umschlossen nicht nur ein steinernes Wohnhaus, sondern auch mehrere räumliche Ställe und Scheunen. Es gehörte eine hübsche Ackerwirthschaft zu der Schenke. Nach dem kleinen See zu war die starke Hofmauer von einem Thor und einer schmalen Pforte daneben durchbrochen. Das Thor war geschlossen, die Pforte aber geöffnet, und aus dieser hervor fuhr bellend und heulend eine Meute von Hunden aller Art den beiden Damen entgegen. Die wilden Bestien aber erkannten rasch Befreundete in den Kommenden, ihr feindliches Gebell verwandelte sich in ein freudiges Begrüßungs-Geblaff, und von all' den Hunden lustig umsprungen, traten Mutter und Tochter ein in den Hof, dessen Anblick allerdings nicht sehr lieblich war, aber einem Landwirth vielleicht doch grade des mächtigen Düngerhaufens wegen Freude gemacht hätte, auch fand sich eine schmale Bahn von großen Steinen, auf welcher Frau Schatz und ihre Tochter mit einiger Gewandtheit, ohne zu große Gefahr, den gemauerten

Aufgang zu der Hausthür der Nobis=Schenke erreichen konnten.

Offenbar war das Haus von hohem Alter, die Mauern bestanden aus rohen Feldsteinen, die eben so dick mit Flechten und Moosen belegt waren, wie das Strohdach, was tief herabhing. Auf dem Schlußsteine des flachen Thürbogens sah man den Brackenkopf der Herren vom Werder, bei denen die Nobis=Schenke zu Lehn ging; dieses Lehnstück war in Erbpacht ausgegeben, und schon seit vielen Jahren in derselben Familie geblieben.

Eine besondere Merkwürdigkeit der Nobis=Schenke war ein, neben der niedrigen Thür eingemauertes, altes Steinbild. Es war dieses Steinbild schon etwas verwittert, wenn man aber recht genau hinblickte, so konnte man wohl noch eine Waage erkennen, auf deren einer hoch in die Höhe geschnellten Schaale eine Gestalt mit Hörnern und Klauen saß, welche eine mächtige Halskrause umhatte, während in der andern Etwas lag, was man bei einigem guten Willen für ein Wickelkind halten konnte. Auf dieses Steinbild bezog sich eine Volkssage, welche in der ganzen Gegend, besonders aber häufig in der Nobis=Schenke erzählt wurde. Nach dieser Sage hatte das Ehepaar, welches zuerst die Nobis=Schenke bewohnte, in langer, kinder=

loser Ehe gelebt, und wünschte sich gar zu sehr ein Kind. Endlich ließen sich die Leute vom Teufel blenden, und der versprach ihnen ein Kind unter der Bedingung, daß es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Frau gebar einen Knaben. Als die Eltern aber nun zum ersten Male das unschuldige Kind lächeln sahen, da wurde ihnen bange um's Herz, und sie flehten zu Gott um Rettung für ihr Kind. Der Herr erhörte sie und sandte ihnen einen mächtigen Engel, der ließ alsbald eine Waage bringen, und gebot dem Teufel, sich in eine Schaale zu setzen, und in die andere legte er das Kind. Obgleich nun der Teufel, um sich schwerer zu machen, den Kopf durch einen Mühlstein gesteckt hatte, den er wie eine Halskrause trug, so schnellte er doch hoch empor, und die Schaale mit dem Kindlein sank tief herab. Da lief der Teufel zornig davon und ließ das Kind dem, auf dessen Namen es getauft. Zum Andenken aber ließen die glücklichen Eltern dieses Steinbild machen und es neben ihrer Hausthür einmauern zum ewigen Gedächtniß. Das Kind aber ist nachgehends ein trefflicher Mann geworden, und von ihm stammte in grader Linie der Erbpächter der Nobis-Schenke, dessen Weib Frau Schatz und Esther Maria in ihrem ersten Wochenbette heute besuchen wollten.

„Eine Christenseele wiegt immer schwerer als der Teufel!“ sprach Frau Schatz, auf das Bild deutend, als sie über die hohe Schwelle stieg und in den dunkeln Flurgang trat.

Es war nämlich ein alter frommer Brauch, diesen Spruch zu sagen, wenn man in die Schenke trat, und Reisende, die schon öfter hier eingesprochen und die Sage vernommen, unterließen selten, sich durch denselben als alte Bekannte kund zu geben. Frau Schatz aber hielt solche Gebräuche sehr hoch und übte sie sehr gewissenhaft.

Niemand kam den Damen in dem schmalen, dunkeln Flurgang entgegen, aber Frau Schatz wußte hier ebenso gut Bescheid, wie ihre Tochter; sie öffnete nach leisem Anklopfen eine Thür zur linken Hand, und schritt über eine Schwelle, auf welcher ein Hufeisen festgenagelt war. Solches Hufeisen, welches in der Nacht vor Sankt Johannistag von einem reinen Junggesellen geschmiedet sein muß, wehrt Hexen, Kobolden, Gespenstern, den Eintritt in's Gemach.

Die Wochenstube in der Nobis-Schenke war ein weites, ziemlich wüst aussehendes Gemach, das nur durch ein einziges schmales Fenster in der dicken Steinwand Licht erhielt. Die junge Mutter lag in einer Bettstelle, von deren Himmel alle Vorhänge ab-

genommen waren, wie es die Sitte des Landes wollte, auch waren alle Ueberzüge der Betten von quergestreiftem Linnen, denn „Langstreif bringt dem Kinde Langleid" sagen sie in Thüringen. Die Wiege des Kindes, die neben dem Bett der Mutter stand, war von ungeschälten Weidenruthen geflochten, und das Säcklein von neuer, ungebleichter und ungebrauchter Leinwand mit den sieben Kräutern darin, durch welche das Kindlein klug und schön wird, hing mit dem Ende einer neuen Waschleine sieben Mal gebunden an dem Vorderrande der Korbwiege, die darum von ungeschälten Weidenruthen geflochten war, weil nach dem gemeinen Sprichwort unser Herrgott die Ruthen mit der Schaale wachsen läßt, der Teufel aber schält sie. Frau Schatz Regine nun hatte sich mit einem schnellen Blick von allen diesen kleinen Dingen überzeugt und befriedigt, daß sie sich in einer ordentlichen Wochenstube befinde, trat sie an das Bett der jungen Mutter.

Sollte übrigens eine wackere Hausfrau unter unsern Leserinnen nach dem Sieben-Kräutersäckchen, durch welches die Kinder klug und schön werden, Verlangen tragen, so sind wir gern erbötig, ihr das Rezept der Frau Schatz Regine zu einem solchen mitzutheilen. Wir kennen die Mittel unserer Vorfahren noch recht

wohl, es fehlt uns nur der naive Glaube an die Kraft solcher Mittel.

Die Wirthin der Nobis=Schenke war eigentlich ein ziemlich häßliches Schätzchen, eine plumpe, kleine Frau mit einem breiten, dicken Gesicht, welches über=dem durch Pockennarben so entstellt war, daß es aus=sah, als habe der Teufel Erbsen darauf gedroschen, wie man an der Unstrut zu sagen pflegt, und doch — als die Frau bei'm Anblick der Eintretenden sich hastig aufrichtete, ihr Kind aus der Wiege nahm und es der Edeldame entgegen hob, da erhellten Mutterstolz und Mutterfreude dieses Antlitz so gewaltig, daß es wie verklärt erschien und den Stempel einer geistigen Schönheit trug.

Frau Schatz Regine nahm das Kind in ihre Arme, drückte es an ihre Brust, wirklich zärtlich, denn für neugeborene Kinder fühlen alle Mütter mütterliche Zärt=lichkeit, und betete ein Vaterunser leise für sich, die Wöchnerin aber faltete still die Hände und lächelte selig dazu.

Das Kind, ein derber Knabe, schlief nicht, es hielt die großen Augen geöffnet, die seltsamen Kindesaugen, aus denen noch kein Blick in die Außenwelt fällt, die noch zurückblicken in eine andere Welt, deren irrendes

Lächeln noch den Engeln gilt, den Gespielen, die sie eben verlassen.

Als Frau Schatz Regine das Kind gesegnet und geküßt, reichte sie es ihrer Tochter, die es mit jener lieblichen Mischung von Aengstlichkeit und natürlichem Geschick aufnahm, die man an jungfräulichen Mädchen bei solchen Gelegenheiten bemerkt, Frau Schatz aber setzte sich auf einen hölzernen Sessel neben das Bett der Wöchnerin, und begann leise mit ihr zu sprechen; sie sprach absichtlich mit gedämpfter Stimme, um dadurch die Frau vom lauten Sprechen abzuhalten, was sie für schädlich hielt, das glückte ihr aber nicht, denn die junge Mutter war so stolz und freudig, daß sie trotz aller Ermahnungen der Dame ihrer Stimme nicht immer zu gebieten vermochte. Uebrigens ließ Frau Schatz die Glückliche ruhig gewähren, denn sie überzeugte sich bald, daß bei dieser starken Natur es keine Gefahr habe.

Während die beiden Frauen mit einander sprachen, hatte sich Esther Maria auf die Bank in der tiefen Fensternische gesetzt, sie hatte das Kindlein auf ihrem Schooß vor sich, hielt aber doch noch beide Hände schützend darüber, damit es nicht falle; sinnend schaute die Jungfrau in das kleine Kindergesicht, auf die lächerlich kleinen Händchen, die sich zu Fäustchen ball=

ten. Wer will sagen, welchen Gang die Gedanken der Jungfrau gingen? Aber es war ein unbeschreiblich lieblicher Anblick, wie sich dieses schöne, ernste, stolze Mädchengesicht sanft über das Kind neigte. Namentlich war die Mutter tief ergriffen von diesem Anblick, sie faßte die Hand der Frau Schatz, zog sie dankend an ihre Lippen und deutete mit der Linken auf das reizende Bild in der Fensternische.

Frau Schatz nickte.

„Sie sieht aus," flüsterte die Wöchnerin, „wie ein leibhaftiger Gottesengel mit meinem Jungen, wie wird sie erst aussehen, wenn sie ein eigen Kind auf dem Schooß hält!"

Die Frau vom Werder konnte sich nicht enthalten, leise zu seufzen.

Die Augen beider Frauen waren unverwandt auf die Fensternische gerichtet; nach einer Weile nahm Esther Maria mit dem linken Arm das Kindlein noch näher und fester an sich, mit der Rechten aber zog sie aus ihrer Tasche ein Kettchen, und nun suchte sie ganz leise und sanft das rechte Aermchen des Kindes frei zu machen. Die beiden Mütter lächelten über die Aengstlichkeit, mit welcher die Jungfrau das that; endlich hatte sie solches Werk zu Stande gebracht, sie schlang

die Kette um das Aermchen, streifte den Aermel wieder darüber, und küßte des Kindes kleine Hand.

Die Augen der Wöchnerin füllten sich mit Thränen.

„Davon hat sie mir vorher nichts gesagt," flüsterte Frau Schatz Regine, „sie denkt an Alles, weißt Du, Wirthin, was das ist? es ist eine Kette von rothen Korallen und Benignenkörnern, eine solche Kette stärkt die Kraft der Kinder, machet sie fröhlich und tugendhaft; sie hat Deinem Jungen die Kette angethan, die sie selbst an ihrem Aermchen getragen, als sie nicht größer war, als Dein Junge jetzt ist."

„Gott segne das Fräulein dafür mit seinem besten Segen," entgegnete die glückliche Mutter, „möge das Kettlein mein Kind eben so tugendhaft machen, wie das Fräulein!"

„Und glücklicher!" setzte Frau Schatz leise hinzu, zur Wöchnerin aber sagte sie: „sieh' nicht hin, Wirthin, danke ihr nicht für die Kette, thu' als wenn Du nichts gesehen hättest, sie hat das nicht gern, außerdem aber wirkt's kräftiger. Auch lasse ich Dir ein Kästchen hier, darin sind gepulverte rothe Korallen, die mußt Du mit ungeschmelzter Butter mischen, und sie Deinem Kindlein, so lange Du es an die Brust legst, einen Tag um den andern eingeben, in das Mündlein streichen!"

Frau Schatz Regine fuhr noch eine ziemliche Weile fort, also der jungen Mutter feine Regeln und allerlei gute und heilsame Rathschläge zu ertheilen, sie schwieg erst, als Esther Maria mit leisen Schritten und lächelndem Angesicht kam, das schlafende Kind brachte und es der Mutter sanft in den Arm legte.

Frau Schatz aber nahm das Kind gleich wieder auf, legte es auf die andere Seite der Mutter und sprach ernstfreundlich: „Du mußt darauf sehen, Wirthin, daß sie Dir Dein Kind immer auf die rechte Seite legen, sonst hast Du Seitenstiche, tragen darfst Du's aber auch auf dem linken Arm, wenn Du wieder auf bist, da ist's sogar besser auf dem linken Arm, damit Du die rechte Hand frei hast!"

Die edle Frau vom Werder hatte noch viele feine Vorschriften zu machen, sie ließ sich's auch nicht verdrießen die Magd aus dem Stalle hereinzuholen, und ihr allerlei zu zeigen; endlich aber kam sie doch an's Ende und machte sich mit ihrer Tochter unter den Segenswünschen der Wirthin in der Nobis-Schenke auf den Heimweg nach Haus Werder. Eigentlich hatten sich beide, Mutter und Tochter, vor diesem Heimweg etwas gefürchtet; sie hatten beide das Herz voll und der Mund drohete ihnen überzugehen, und

doch fühlten beide, daß ihnen Schweigen besser war, denn Reden.

Wie sie nun so in ihrer Verlegenheit dahingingen, da kam ihnen ein junger Gesell zu Hülfe, der singend auf dem Richtsteig von Nebra herüber kam und dann auf der Straße nach dem Werder etwa zwanzig Schritt vor ihnen herging. Eine so liebliche und dabei kräftige Stimme hatten die beiden Edeldamen noch nie vernommen, der schönen Esther Maria tropften helle Thränen aus den Augen, als der junge Gesell sang:

Es reit't ein Herr und auch sein Knecht,
Wohl über eine Haide und die war schlecht,
Ja schlecht!
Und Alles was sie redeten da,
War Alles von einer wunderschönen Frauen,
Ja Frauen!

Ach Schildknecht, lieber Schildknecht mein!
Was red'st Du von meiner Frauen?
Ja Frauen!
Und fürchtest Du nicht mein blankes Schwert,
In Stücken will ich Dich hauen,
Vor meinen Augen.

Euer blankes Schwert, das fürcht' ich klein,
Der lieb' Gott wird mich wohl behüten,
Behüten!
Da schlug der Knecht seinen Herrn zu Tod';
Das geschah um Fräuleins Güte,
Ja Güte!

Nun will ich heimgehn, landwärts ein,
Zu einer wunderschönen Frauen,
Ja Frauen!
Ach, Fräulein, gebt mir's Botenlohn,
Euer edler Herr und der ist todt,
So fern auf breiter Haide,
Ja Haide!

Und ist mein edler Herre todt,
Darum will ich nicht weinen,
Ja weinen!
Den schönsten Buhlen, den ich hab',
Der sitzt bei mir daheime,
Mutteralleine!

Nu, sattle mir mein graues Roß,
Ich will von hinnen reiten,
Ja reiten!
Und da sie auf die Haide kam,
Die Lilien thäten sich neigen
Auf breiter Haide!

Auf band sie ihm sein' blanken Helm
Und sah ihm unter die Augen,
Ja Augen!
Nu muß es Christ geklaget sein:
Wie bist Du so zerhauen
Unter den Augen?

Nu will ich in ein Kloster zieh'n,
Den lieben Gott für Dich bitten,
Ja, bitten!
Daß er Dich in's Himmelreich einlaß,
Das geschah um meinetwillen,
Schweig' stillen!
Schweig' stillen!

Esther Maria setzte sich auf einen breiten Stein am Wege, der da unter einem alten Weidenbaum lag; das schöne Mädchen aber weinte bitterlich und bedeckte das bethränte Angesicht mit beiden Händen; der klagende Gesang des voraufziehenden Gesellen hatte allen Stolz und alle Haltung hinweggeschmolzen, es war der Jungfrau, als höre sie ihr eigen Liebesleid singen. Frau Schatz Regine aber ging rasch von dannen und ließ ihre Tochter allein, sie wußte, daß sie der eine Wohlthat erzeigte dadurch; die edle Frau holte den Sänger bald ein, sie begann gleich ein Gespräch mit ihm und lud ihn endlich, da er ein feiner Gesell war, zum Mittagsbrod und zur Herberg ein nach Haus Werder.

Der breite Stein, auf welchem Esther Maria an jenem Tag weinend saß, der liegt noch heut dort am Wege, der zur Unstrut hinabführt, auch ein Weidenbaum steht nahe daran, der ist aber nicht der alte, sondern ein junger, der vor wenigen Jahren erst gepflanzt wurde zu Esther Marias Andenken. Die Leute aber in der Umgegend nennen den glatten Stein den „Dreimargenstein," woraus gelehrte Herren einen Dreimarkenstein machen und behaupten wollen, daß an dieser Stelle einst die Feldmarken von drei Dörfern zusammengestoßen. Das ist aber ganz müßig Gerede,

der Stein liegt mitten in der Werder'schen Feldmark und es trafen da nie drei Grenzen zusammen. Die Benennung „Dreimargenstein" ist aus „Esthermariasstein" entstanden, denn so wurde der Stein noch lange in Haus Werder genannt, das Volk sagte Esthermargenstein, woraus dann Dreimargenstein endlich geworden; es kommt sogar in einer Urkunde vor, daß sich ein Bürger von Nebra verpflichtet, am Sonnabend vor Sanct Johannistag 1684 an den Vogt von Werder die Summe von vierundzwanzig meißnischen Gulden zu zahlen, und zwar dieselben in gutem Silber aufzuzählen auf den breiten Stein ohnweit der Unstrut, den man heißet „Esther Maria's Stein". So haben wir den lieben, breiten Stein, auf dem auch wir in mancher guten Stunde gesessen, für unsere Esther Maria siegreich gerettet gegen die Gelehrsamkeit der Marksteinfinder! —

Zehntes Kapitel.

Knüpfen und Lösen.

„Von dem hohen Baume des Stolzes
Ein edler Zweig."

(Eduard Burke.)

Fräulein Esther Maria hatte ihre Kräfte nicht überschätzt, als sie stolz und tapfer ihrer Mutter auf dem Wege nach der Nobis-Schenke erklärte, sie könne es auch fürder ertragen, den Hauptmann von Cliesberlin, den sie nun als einen Unwürdigen ausgestoßen aus ihrer Liebe, um sich zu sehen. Das schöne Mädchen mit dem ruhigen, schwanenweichen Wesen, hatte einen demantharten, hohen Sinn.

Der Frau Schatz Regine aber war es in diesem Zeitpunkte grade hochwillkommen, daß sie nicht genöthigt war, dem Ritter von Oberreuth das Haus auf dem Werder zu verschließen, denn drohender als je zog

das düstre Kriegsgewölk sich zusammen über diesem gesegneten Unstrut- und Saalwinkel des Thüringerlandes, und die Stellung, welche Cliesberlin einnahm, war eine machtvolle.

Von Dresden her, wo der von Trautenbuhlen ansehnliche Verbindungen hatte, erfuhr die Frau vom Werder, daß Cliesbelin mit Seiner Churfürstlichen Durchlaucht in's geheim verhandele; der gewissenlose, aber kecke Kriegsmann trug sich mit einem großen Plane. Er wollte nämlich die gesammte Cavallerie des Kaisers, welche im Voigtland, im Osterland und in Thüringen verstreut lag, und in ihrer Gesammtheit immerhin ein ansehnliches Truppencorps bildete, vom Kaiser losreißen, und zu den Fahnen des Churfürsten von Sachsen hinüberführen. Das war auch in jenen Zeiten, wo das Handgeld die Hauptsache, die Ueberzeugung Nebensache bei der Soldateska geworden, ein schweres Stück, denn die Offiziere hielten meist wenigstens doch noch auf einen gewissen Comment bei dem Wechseln der Fahnen und Feldbinden. Es kamen dem Ritter von Oberreuth bei seinem gefährlichen Unternehmen zwei Umstände förderlich zu Hülfe, die er zur Bethörung der Offiziere und Mannschaften trefflich auszunutzen verstand. Erstlich nämlich waren die meisten der Offiziere Protestanten und Söhne aus osterländi-

schen, meißnischen, voigtländischen und thüringischen Familien, welche dem Churhause mit Lehnseiden verwandt waren, die also in doppelter Beziehung ihr Angesicht lieber nach Dresden als nach Wien wendeten; dann aber, und darin lag das Bethörende für die Meisten, sollten sie ja nicht in das sächsische Lager hinübergeführt werden, um den Kaiser zu bestreiten; wäre das der Fall gewesen, hätte ein Krieg zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten stattgefunden, dann hätten sich Viele doch wohl besonnen und dem Zureden Cliesberlins Widerstand geleistet. Sachsen aber arbeitete damals an der Verwirklichung der edlen patriotischen Pläne des großen Feldmarschalls Hans George von Arnim, deren Bedeutung für diesen schrecklichen Krieg und überhaupt noch lange nicht genug gewürdigt und anerkannt worden ist.

Der Feldmarschall Hans George von Arnim war nicht nur ein trefflicher Truppenführer, sondern auch einer der gewiegtesten Diplomaten jener wilden, zerrissenen Zeit; er war ein eifriger Protestant, welcher des Bekenntnisses Freiheit wahren wollte in alle Wege, aber nicht um den Preis der Abhängigkeit des deutschen Vaterlandes vom Auslande, von den Schweden und Franzosen. Er wollte die Treue gegen sein evangelisches Bekenntniß vereinigen mit der Treue gegen seinen

Kaiser. Gewiß war das schwer, unsäglich schwer, aber es war doch nicht unmöglich, und man muß staunen über die tiefe Einsicht, die Unermüdlichkeit und die Energie, mit welcher der wackere brandenburgische Edelmann darauf hinarbeitete, eine deutschpatriotische Partei zu bilden, welche, auf die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg gestützt, eine Mittelstellung zwischen dem Kaiser und dem Auslande einnehmen sollte. Mit dieser Mittelpartei wollte der kluge und tapfere Boyzenburger dem Kaiser helfen, die Schweden und Franzosen aus Deutschland zu vertreiben, und der Lohn für diese Hülfe sollte die volle Freiheit des evangelischen Bekenntnisses sein.

Durch den westphälischen Friedensschluß haben wir die Bekenntnißfreiheit erlangt, aber um den schweren Preis der nationalen Zerrissenheit und der langandauernden Abhängigkeit vom Auslande, nach den Plänen Hans Georgs von Arnim wäre uns bei der Freiheit die Einheit gerettet worden. Der brandenburgische Edelmann auf seiner Boyzenburg war der größeste deutsche Patriot und der weitblickendste Politiker seiner Zeit.

Damals grade war der Churfürst von Sachsen ernstlich auf die Arnimschen Pläne eingegangen, und suchte seine Streitkräfte auf alle Weise zu vermehren, der Kaiserliche Hauptmann Cliesberlin aber hatte schon

die churſächſiſche Beſtallung über ein Regiment zu Roß angenommen, obwohl er ſeinen Austritt aus dem Kaiſerlichen Dienſt noch nicht erklärt hatte. Er zögerte damit, ſchwerlich weil ihm ſein Gewiſſen geſchlagen hätte, wahrſcheinlich, um für ſeine Perſon noch beſſere Bedingungen zu erhalten. In Dresden aber wurde man bedenklich, und in's geheim erhielt Herr Johann Chriſtoph von Trautenbuhlen, deſſen Treue über allem Zweifel war, den Auftrag, den verdächtigen Voigtländer zu überwachen.

Der wackre Mann, welcher ſeit dem Begräbniß des letzten Herrn vom Werder wieder den dickſten Staub auf den Lippen hatte, unterzog ſich dieſem Auftrag mit einem Eifer, welcher durch den Haß gegen Cliesberlin geſchärft wurde, und Frau Schatz Regine und ihr getreuer Amtmann Buckelorum leiſteten ihm Vorſchub in alle Wege. Bald hatte der von Trautenbuhlen denn auch erkundet, daß ein Unterhändler von Wien zu Laucha im Hauptquartier Cliesberlin's geweſen, und es dämmerte der Verdacht eines großen Verraths in ihm auf, obwohl er keinen eigentlichen Anhalt dafür hatte. Wahrſcheinlich war ſolcher Verrath allerdings nicht, Cliesberlin's Vortheil lag auf ſächſiſcher Seite, und er wollte ſich wohl nur ſo theuer als irgend gehen mochte, verkaufen, aber der Verrath war doch möglich, und

selbst gegen diese Möglichkeit mußte man sich sächsischerseits wahren, deshalb reiste der von Trautenbuhlen angeblich nach Halle und Aschersleben, wie er öfter that, um nach dem Seinigen zu sehen, in Wirklichkeit aber nach Dresden ab, um die Churfürstlichen Räthe zu warnen.

Während dieser Zeit war der Ritter von Oberreuth ein fast täglicher Gast auf Haus Werder; er bemerkte nichts von der veränderten Gesinnung Esther Maria's, denn das schöne Mädchen, welches mit fester Hand die Liebe zu dem Unwürdigen ausgerissen aus dem Herzen, benahm sich ihm gegenüber mit einer Sicherheit und Feinheit ohne Gleichen, mit einer geistigen Freiheit, die sie erst entfalten konnte, seit sie den Mann nicht mehr liebte.

Frau Schatz Regine bewunderte ihre Tochter, diese aber sagte ihr gelassen: „Dieser Mann erkennt nicht ein Mal, daß sich meine Gesinnung gegen ihn völlig geändert hat, daraus sehe ich, daß er mich nie geliebt hat, und nun ist's nicht schwer für mich, meiner Liebe zu ihm ein Ende zu machen!"

Die Jungfrau hatte Recht, hätte Cliesberlin sie wirklich geliebt, er hätte ihre veränderte Gesinnung fühlen müssen, seine Liebe war aber nur Begehrlichkeit nach ihres Leibes unübertrefflichen Reizen, und vielleicht

noch mehr nach ihrer ſtattlichen Mitgift, darum ahnte er nichts von der vorgegangenen Veränderung und ſah in dem freiern Benehmen und ſichern Bezeigen Eſther Maria's Zeichen der wachſenden Neigung zu ihm.

Uebrigens täuſchte das ſchöne Mädchen nicht nur den Ritter von Oberreuth, der dabei vielleicht noch das zu ſeiner Entſchuldigung hatte, daß ihm auch vorher niemals wirkliche Vertraulichkeit gezeigt worden war, ſondern auch den Junker Wirich von Merenberg, den lieben Vetter, für welchen Eſther Maria wirklich eine herzliche verwandtſchaftliche Zuneigung empfand. Gern hätte ſie den wackern Geſellen enttäuſcht, aber Frau Schatz wiederrieth es ihr, die kluge Mutter erkannte jetzt, das ihre Tochter richtig geſehen, auch Wirich liebte Eſther Maria nicht, wenn er ſchon in ihre Schönheit mächtig verliebt war, ſonſt müßte er ſofort gefühlt und begriffen haben, daß er von Cliesberlin nichts zu fürchten hatte.

So war's aber nicht, Wirich verzehrte ſich in ſo grimmiger Leidenſchaft und ſo heftiger Eiferſucht, daß er den beiden Damen oft herzlich leid that, ſie ſprachen aber kein Wort, ſondern lächelten nur verſtohlen, wenn ſie den armen Jungen faſt täglich zu Magdalene Regine ſchleichen ſahen, bei welcher er ſich öfter ſtundenlang aufhielt; ſie wußten, daß der junge Mann

der kleinen Frau Schatz, zu welcher er ganz allein Vertrauen hatte, sein Herz ausschüttete, und in langen Ergüssen seinen Liebeskummer klagte; sie wußten, daß Magdalene Regine den Vetter, den sie liebte, den sie beinahe seit dem ersten Tage seines Besuchs in Haus Werder geliebt hatte, in ihrer klugen verständigen Weise tröstete und durch freundliches Zureden seine tobende Leidenschaft besänftigte.

Wer will sagen, was in dem Herzen des jungen Mädchens vorging? hegte sie Hoffnungen für sich, oder folgte sie nur dem Antrieb ihrer liebenden Seele, wenn sie den Vetter tröstete? Jedenfalls war für Wirich die kluge, kleine Frau Schatz schon ganz unentbehrlich geworden, obwohl er noch immer glaubte, Esther Maria leidenschaftlich zu lieben. Hatte Magdalene Regine das erkannt, und begriff sie die Vortheile dieser Stellung? Sie mochte wohl eine Ahnung davon haben, aber sie hatte sicherlich auch mit Zweifeln zu kämpfen; sie war klug genug, streng in den Grenzen einer Vertrauten zu bleiben, bald den Kleinmuth des Junkers scheltend, bald seine Eifersucht verspottend, immer aber doch tröstend.

Magdalene Regine hielt sich dabei von ihrer Mutter entfernt; sie fühlte sich ihres Herzens eben nicht sicher, sie fürchtete immer, der klugen Frau ihre Liebe zu dem

Vetter zu verrathen, und dagegen sträubt sich die Jungfräulichkeit jederzeit wenigstens so lange, als sie der Gegenliebe nicht ganz sicher ist. Gegen Esther Maria aber spürte sie einen fast unschwesterlichen Groll, den sie vergebens zu bewältigen suchte; es kam ihr zuweilen so vor, als ob die königliche Esther nichts von dem Voigtländer wissen wollte, und sie freute sich darüber, denn sie haßte diesen Mann, während es doch in ihrem Interesse gewesen wäre, wenn die Schwester den Oberreuth genommen, und dem Vetter dadurch jede Hoffnung benommen hätte. Das Mädchenherz ist eben ein Räthsel! Spottete und schalt Magdalene Regine auch, wenn ihr Wirich seine Leiden klagte, in der Stille weinte sie oft darüber und grollte mit der Schwester, welche ihrem geliebten Wirich solche Leiden verursachte.

Dabei hatte die kluge, kleine Dame, vielleicht ohne noch den ganzen Umfang derselben zu kennen, die vollständigste Herrschaft über den Junker vom Rhein gewonnen; Wirich that nichts mehr ohne ihren Rath, oder er that vielmehr nur noch das, was sie ihm anrieth. Es zeigte sich, daß Esther Maria auch da recht gehabt, als sie sagte, Wirich sei ein Mann, welcher von seiner Frau geleitet werden werden müsse, und ihre Schwester ein Weib, welches zur Führung eines Mannes geboren sei.

So standen die Verhältnisse auf Haus Werder, als der Ritter von Oberreuth an einem schönen sonnigen Sonntag-Nachmittag noch prächtiger als gewöhnlich gekleidet sich am Portal von seinem herrlichen Rappen schwang und mit klirrenden Schritten in den kleinen Gaden trat.

Esther Maria war eben im Begriff gewesen, das Gemach zu verlassen, um sich in den hübschen Garten an der Sonnenseite des Hauses zu begeben, in welchem sie einige Blumen nach Anleitung des Pater Titzmann zog; sie hatte eine allerliebste kleine Gießkanne von getriebenem Silber in der Hand, welche ihr der Vater einst aus Italien von einem Feldzuge mit heim gebracht.

Frau Schatz Regine warf ihrer Tochter einen bedeutsamen Blick zu, den diese durch ein leises Neigen ihres Hauptes erwiderte; Beide verstanden sich, sie wußten, daß sich nunmehr etwas ereignen werde, was sie lange schon nicht ohne Bangigkeit erwartet hatten, worauf sie aber gerüstet waren.

„Ihr wolltet Euch in den Garten begeben, um Eure Blumen zu pflegen, mein edles Fräulein?“ begann der Ritter von Oberreuth, nachdem er alle Anwesenden begrüßt, mit einem Blick auf die Gießkanne.

„Ich wollte meine Rosen begießen!“ entgegnete

Esther Maria lächelnd, sie wußte, daß die Stunde ihres Sieges nahe sei, denn sie wollte einen Triumph feiern über den schlechten, gewissenlosen Mann, dem sie tief grollte um seiner Unwürdigkeit Willen; den sie haßte, weil sie ihn geliebt hatte, weil er sie verleitet hatte, ihre jungfräulichen Gefühle ihm zu widmen.

„Wer doch Theil nehmen könnte an dieser Pflege!“ erwiderte der Voigtländer mit einem Seufzer und einem funkelnden Blick.

„Ihr könnt Theil nehmen daran,“ versetzte Esther Maria ruhig, indem sie absichtlich nicht zu verstehen schien, „kommt, tapferer Ritter, kommt, helft mir meine Blumen pflegen und begießen.“

Sie ging hinaus, wie eine Königin, und der Ober=reuther folgte ihr wie ihr Diener.

Frau Schatz Regine faltete auf ihrem Platz ver=stohlen die Hände.

Im andern Fenster saß Wirich mit seiner Trösterin, er saß seiner Vertrauten gegenüber; halb außer sich über dieses Zeichen größester Begünstigung, welches seiner Meinung nach Esther Maria seinem verhaßten Nebenbuhler gegeben, warf er der kleinen Frau Schatz einen so jämmerlich verzweifelten Blick zu, daß es dem armen, liebenden Mädchen durch die Seele schnitt.

„Lieber. Wirich“, flüsterte Magdalene Regine, sich

über die schmale Tischplatte zu ihm neigend, und ihn mit ihren feuchten Augen voll unsäglicher Theilnahme anblickend, „grämt Euch nicht so, lieber Wirich!“

Der Ton der Stimme war so eigenthümlich weich und tröstend zärtlich, daß er selbst dem Eifersüchtigen auffiel, Wirich stutzte und machte große Augen, vielleicht durchzuckte ihn zum ersten Male ein Strahl der Wahrheit. Es war aber nur ein Moment, denn im nächsten schon hatte sich Magdalene Regine wieder stark gemacht, und mit der sichern Intuition, mit welcher die liebende Frau den Gedanken des geliebten Mannes folgt, sagte sie ganz leise: „Wirich, von meinem Kammerfenster kann man den ganzen Garten übersehen und jedes Wort hören, was gesprochen wird.“

Hierin hatte sie die Wünsche Wirich's errathen, großmüthig half sie ihm zur Erfüllung derselben; und es war kein kleines Opfer, welches sie brachte, sie sendete selbst den jungen Mann in ihre Schlafkammer, freilich war er ihr Verwandter, aber es war doch unerhört in jener Zeit strenger Sitte. Wirich fühlte das auch, wenn es ihm auch nicht ganz klar war, er dachte flüchtig, die Base sei doch über die Maaßen gut und großmüthig, aber noch war sein Blick geblendet, und hastig fragte er: „Darf ich, Ihr erlaubt mir?“

Magdalene Regine nickte, sie wäre nicht im Stande gewesen, auch nur noch eine Sylbe zu sprechen.

„Den Dank dafür will ich Euch nie vergessen, meine großmüthige, meine geliebte Magdalene Regine!“ entgegnete der Junker rasch, stand auf und ging hinaus.

Die kleine Frau Schatz sah ihm mit einem Blick nach, als sei sie hinlänglich belohnt für ihre Großmuth, denn so zärtlich hatte der Vetter noch nie mit ihr gesprochen, als sich die Thür aber hinter ihm geschlossen, da trübte sich ihr Auge, sie legte ihr Antlitz in ihre beiden Hände, und helle Thränen flossen an den runden hübschen Fingern nieder.

So saß sie eine kleine Weile, da fühlte sie plötzlich eine leichte Hand auf ihrem Haupt, sie schaute auf und zeigte ihr bethräntes Antlitz der Mutter, welche mit schimmernden Augen vor ihr stand. Das liebende Mädchen versuchte nicht mehr, seine Thränen zu verbergen, mit bittendem, mit Hülfe flehendem Blick schaute das Kind auf zu der Mutter, welche auch bald die stumme Bitte verstand, ihr mit den feinen, kühlen Fingern die nasse, heiße Wange streichelte, und mit herzlicher Theilnahme, aber doch nicht ohne einen Anflug von gutmüthigem Spott, sagte: „Die Großmuth, welche mein kluges Kind so eben geübt hat, die wird ihre reichen Früchte tragen!“

„Ihr habt gehört?“ fragte Magdalene Regine und schlug beschämt die Augen nieder, es kam ihr jetzt eigentlich erst zum Bewußtsein, daß sie einen argen Verstoß gegen die Sitte begangen, als sie den Vetter, den sie liebte, auf ihre Schlafkammer geschickt.

„Und wenn ich's nicht gehört hätte, so würde ich's errathen haben“, versetzte die Mutter lächelnd, „Frau Schatz hatte feine Ohren und sie weiß sich noch recht gut der Tage zu erinnern, da sie deinen lieben seligen Vater liebte, obwohl das eine geraume Zeit her ist!“

Magdalene Regine wagte die Augen nicht aufzuschlagen, sie fühlte aber, daß die Stunde des offenen Bekennens gekommen und vielleicht seufzte ihr Herz auch nach dem Moment, wo sie einen Theil der Last, die sie trug, auf das Mutterherz abwälzen konnte.

„Ihr wißt, Mutter?“ fragte das junge Mädchen schüchtern.

„Ich könnte Dich jetzt fragen, meine Regine,“ versetzte die Schloßfrau freundlich, „was ich wissen solle? aber Du bist eben großmüthig gegen meiner Schwester Sohn gewesen, ich will ebenso großmüthig gegen Dich sein; liebes Kind, ich weiß, daß Du Deinen Vetter Wirich liebst, und daß Du in Deinem kleinen thörichten Herzen geglaubt hast, mir diese Neigung zu ver-

bergen, aber Du kannst Dich vielleicht vor Andern verstecken, dem Mutterauge wirst Du nichts verbergen!"

Die gute Frau Schatz sagte das mit voller Ueberzeugung, sie war sehr stolz darauf, daß dem Mutterauge nichts verborgen bleiben könne; sie hatte es völlig vergessen, daß sie nichts, gar nichts bemerkt hatte, ehe nicht Esther Maria sie aufmerksam darauf gemacht. Aber so sind die Frauen, die klügsten und die besten sind so.

Während Magdalene Regine nun ihre Mutter mit der so lange zurückgehaltenen Fluth ihrer Bekenntnisse überströmte und dafür den mütterlichen Trost halb hoffend, halb zagend, empfing, genoß Junker Wirich die Früchte der Großmuth des liebenden Mädchens. Er stand, bebend vor Aufregung, in dem Schlafkämmerlein der kleinen Frau Schatz; das Fallfenster war in die Höhe geschoben, er lehnte auf dem Sims und schaute, durch das Weinlaub völlig versteckt, hinab in den kleinen sonnigen Garten, in welchem Esther Maria ihre Blumen begoß, während der Ritter von Oberreuth ihr die silberne Kanne mit großer Beflissenheit füllte.

Wirich lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, aber er vernahm nur gleichgültige Worte von beiden Seiten.

„Er wird nicht wagen zu sprechen!" flüsterte der

Junker in sich hinein, „verstehe das vollkommen, ich würde es auch nicht wagen!“

Die Blumen waren begossen, ihre Kanne in der Hand, ging Esther Maria in dem mit Kiessand befahrenen Wege dicht unter dem Fenster auf und ab, neben ihr her schritt der Ritter, der, wie Wirich sehr wohl errieth, einen Anfang zu finden bemüht war.

„Es ist doch ein herrlich Paar!“ bekannte der arme Junker, ebenso verdrießlich als ehrlich, „er ist viel schöner als ich!“

Jene Zeit hielt auch noch viel von schönen, das heißt stattlichen Männern; das bequeme Auskunftsmittel war noch nicht erfunden, mit welchem man jetzt den Mangel an männlicher Erscheinung entschuldigt, wenn man sagt: ein geistreicher Mann braucht nicht schön zu sein! Das Geistreichsein war überhaupt noch nicht erfunden; wie jetzt nur die Frauen, so suchten auch damals die besten Männer noch schön zu erscheinen und gaben etwas auf ihre Kleidung. Jetzt schätzen wir in unserer Verfeinerung nur noch geistige Schönheit bei Männern, finden es unmännlich, wenn sie sich putzen — und wenn wir auch nicht ganz so denken, so thun wir doch so und stimmen tapfer mit ein in die große conventionelle Lüge. Die Folge davon ist, daß die männliche Schönheit nach und nach ganz schwindet,

daß die Männer unserer Tage allesammt jämmerlich nüchtern erscheinen, denn die Schönheit ist überall ein zarter Gast, der gepflegt sein will und schon bei dem Anschein der Mißachtung flieht.

„Gestattet mir ein ernstes Wort, edles Fräulein!“ begann plötzlich der Ritter mit seiner tiefen, klangvollen Stimme.

Er hatte sich jetzt seinen Entschluß gefaßt, Esther Maria antwortete nicht, aber sie blieb gerade unter dem Fenster stehen, in welchem Wirich lauschte.

„Ich liebe Euch, schöne Esther Maria!“ sagte der Hauptmann.

Esther Maria antwortete nicht, der Kampf in ihrer Seele war doch vielleicht noch nicht ganz ausgekämpft, Wirich drückte beide Hände auf sein laut pochendes Herz.

„Ihr antwortet nicht?“ fuhr Cliesberlin dringend und flehend fort „oh! Esther Maria, Ihr habt mein Bekenntniß und meine Werbung voraussehen, erwarten müssen!“

„Ich habe dieses Bekenntniß vorausgesehen, Herr Ritter, ich habe Eure Werbung gefürchtet!“ antwortete das Fräulein mit klarer Stimme.

„Gefürchtet?“ wiederholte Cliesberlin fragend, er glaubte, daß er falsch verstanden habe.

„Ja, gefürchtet“, entgegnete Esther Maria mild

aber fest, „ich bemerkte Eure Liebe zu mir und es thut mir weh, daß ich dem Freunde und Kriegsfährten meines lieben seligen Bruders den Wunsch versagen muß!“

„Versagen! versagen!“ stammelte Cliesberlin, „ohne Hoffnung!“

„Mein Herz gehört nicht mehr mir!“ sagte Esther Maria einfach.

„Tod und Teufel!“ zürnte der wilde Kriegsmann und stampfte mit dem Fuße.

„Ihr habt unrecht, Herr Ritter, zu zürnen,“ fuhr das edle Mädchen ernst fort, „ich habe mich einem Herrn verlobt, gegen den selbst Tod und Teufel ohnmächtige Gesellen sind!“

Der Ritter, von dem ersten Tone betroffen, schaute auf.

„Ich habe mich Gott verlobt“, fuhr Esther Maria voll Hoheit fort, „wenn die Blätter fallen im Herbst, dann beginnt ein heiliger Frühling für mich, ich nehme den Schleier bei den Urselinerinnen in Erfurt!“

Junker Wirich hinter dem grünen Laub faltete erschrocken die Hände, er wußte augenblicklich, daß das bei Esther Maria kein Vorwand war, um Cliesberlins Werbung abzuweisen, sondern, daß sie im vollen Ernste gesprochen.

„Und kann nichts diesen Entschluß wankend machen?“ fragte der Ritter.

Junker Wirich verwunderte sich, daß er noch so fragen konnte.

„Meine Gelübde sind unwiderruflich!“ erklärte Esther Maria mit unbewegter Festigkeit.

Cliesberlin schien einen Augenblick zu zögern, plötzlich faßte er die Hand des Mädchens, das ihm nie so begehrenswerth erschienen, wie in diesem Moment, zog es rasch an sich und rief leidenschaftlich aufflammend, „nein, sage nein, stolze Dirne, es ist nicht möglich, Du mußt mich lieben!“

Er wollte die Jungfrau küssen, diese aber stieß ihn kräftig zurück und sprach, ohne Zorn, aber voll hohen Ernstes: „Ihr dürft mich nicht anrühren ohne schwere Sünde, ich bin eine Himmelsbraut und Gott versprochen!“

„Himmelsbraut und Gott versprochen!“ flüsterte Wirich in seinem Versteck, es ging ein Schauer durch seine Seele.

„Himmelsbraut und Gott versprochen!“ wiederholte auch der Ritter draußen und schlug eine wilde Lache auf.

Esther Maria sah ihn mit einem eigenthümlich mitleidigen Blicke an.

„Mädchen, ich kann nicht lassen von Dir!“ rief Cliesberlin außer sich und trat wieder näher.

„Ihr dürft nicht ein Mal an mich denken ohne Sünde!“ sagte Esther Maria, ihn durch eine stolze Handbewegung zurückweisend.

Der Ritter von Oberreuth stieß einen grimmigen Fluch aus.

„Ich muß Euch verlassen,“ tadelte die Jungfrau ernst, „wenn Ihr nicht im Stande seid, Euch zu bemeistern, Herr Ritter!“

Cliesberlin stampfte mit dem Fuße, lachte abscheulich und ließ seine flammenden Blicke einen Moment mit verzehrendem Feuer über die schöne Gestalt der Himmelsbraut hingleiten, seine Hände erhuben sich nach ihr, aber sie fielen machtlos nieder und die glühenden Blicke senkten sich scheu zu Boden, vor dem hellen Strahl, der ihm aus Esther Maria's Augen entgegenleuchtete.

„Gehabt Euch wohl, schöne Gottverlobte“, schrie er plötzlich voll Grimm und Hohn, „gehabt Euch wohl, bis auf Wiedersehen!“

Damit eilte der abgewiesene Freier klirrenden Schrittes davon; Esther Maria sah ihm nach, bis er in der Thür verschwunden war, dann setzte sie die Gießkanne nieder, faltete die Hände und wendete ihre Augen gen Himmel.

Wirich vermochte diesen Anblick nicht zu ertragen, er trat vom Fenster zurück, er konnte seiner Bewegung nicht länger mehr Herr werden, er warf sich in der Kammer zu Boden und weinte bitterlich.

Frau Schatz hatte den Ritter von Oberreuth abreiten sehen; da sich derselbe ohne von ihr Abschied zu nehmen entfernte, so wußte sie, daß er im Zorn von Esther Maria geschieden; es bedurfte der Meldung des Auslugers auf dem Brückenbastion nicht, welcher sich bitter beklagte, daß der Hauptmann wie ein Unsinniger über die Brücke gesprengt sei gegen Gesetz und Herkommen. Frau Schatz hätte gern mit ihrer Tochter gesprochen, denn Esther Maria hatte ihr freiwillig zugesagt, daß sie dem Ritter bei seiner Abweisung, um der Verhältnisse willen, so wenig als nur irgend möglich, Anlaß zum Zorn geben wolle, sie wagte aber die Einsamkeit ihres Kindes nicht zu stören, welches sie von einem Erkerfenster aus langsam im Garten auf und abgehen sah. Geschickt aber wußte sie der Tochter zu begegnen, als diese in das Haus trat, um sich auf ihre Kammer zu begeben.

Esther Maria war todesbleich und ihre Hand war kalt, als sie die der Mutter erfaßte und mit bebender Stimme sagte: „ich habe das Meine gethan, herzliebe Mutter, von Euch Unheil abzuwenden, ich habe nichts

gethan, nichts gesprochen, was diesen Mann verletzen konnte, dennoch ist er im höchsten Zorn von mir geschieden, ich sah die Rachsucht aus seinen Augen blitzen, seid auf Eurer Hut! Ueberdem aber danke ich's nächst Gott Eurer treuen Mutterſorgfalt, daß ich errettet bin von diesem Mann!"

Mit einem stillen Händedruck schieden Mutter und Tochter.

Seufzend sah Frau Schatz Regine dem Kinde nach, auf das sie so stolz war, das aber so jung, so schön, so fromm und edel, doch für das irdische Glück verloren war, denn Frau Schatz Regine wußte schon seit längerer Zeit, daß Esther Maria sich dem Klosterleben verlobt. Sie konnte nichts dagegen haben, sie wagte nicht ein Mal diese Absicht zu bekämpfen und oft war's ihr zu Muth, als sei es nun doch ein Glück, daß das edle Mädchen katholisch geblieben, daß ihre wunde Seele sich in die Einsamkeit des Klosters flüchten könne. In andern Stunden freilich weinte die eifrige Protestantin bittere Thränen und die liebende Mutter ging Hand in Hand mit der Protestantin: „hätte ihr der Herr die Augen geöffnet," sagte sie seufzend, „sie würde ihren großen Schmerz mit seiner Hülfe auch ohne das Kloster bezwungen haben und es

hätte ihr doch noch das Glück der Frau, der Mutter, zu Theil werden mögen auf Erden!"

Im ersten Punkte hatte sie recht, Esther Maria würde auch außerhalb des Klosters ihren großen Schmerz bezwungen haben, im Zweiten aber hatte sie Unrecht — die Esther Maria's sind nicht im Stande, ihr Herz zum zweiten Male zu verschenken, wenn sie es ein Mal haben zurücknehmen müssen, und sind sie gezwungen, später einem Manne in's Leben zu folgen, so werden sie immer herbe, harte Frauen werden, oft auch böse.

Auch für Fräulein Magdalene Regine war diese Stunde eine schwere und bange. Freilich fühlte sie sich mächtig erleichtert, als sie sich ausgeweint hatte an dem Busen der Mutter, als sie all' ihren Schmerz, ihre Angst und Liebe, ihr Fürchten und Hoffen, ihr Sehnen und Bangen ausgesprochen und gewiß, es lag eine schöne Aussicht für sie offen, als ihr die Mutter vertraut hatte, daß Esther Maria nicht nur die Werbung des Hauptmanns, sondern jede Werbung überhaupt ausschlage und in's Kloster gehe, aber dennoch schwellte ein tiefer Seufzer die Brust des liebenden Mädchens!

Hatte sie nicht so eben noch gesehen, wie gewaltig

die Leidenschaft war, welche Junker Wirich für die Schwester hegte?

Freilich sagte die kluge Mutter, es sei weder bei Cliesberlin noch bei dem Merenberger die rechte Liebe zu Esther Maria, bei beiden eine wilde sinnliche Leidenschaft, bei dem Hauptmann wahrscheinlich auch Begier nach dem Reichthum von Haus Werder — die Mutter war eine kluge Frau, Magdalene Regine hätte ihr ja so gerne geglaubt, aber sie sagte sich ängstlich, daß Vetter Wirich, auch wenn seine Leidenschaft für Esther Maria erlöschen sollte, doch darum nicht gerade sie lieben müsse.

Während sich das liebende Mädchen auf der einen Seite also ängstete, tröstete sich die kluge kleine Frau Schatz auf der anderen wieder; sie sagte sich, daß sie die Vertraute des Vetters, daß dieser bei ihr allein Trost zu suchen pflege und daß sie ihn trösten werde, daß dadurch das sie verknüpfende Band immer fester werden müsse und sie endlich doch vielleicht zu dem Ziele komme.

In diesen Gedanken zeigte sich die große Verschiedenheit zwischen den beiden Schwestern; Esther Maria würde es stolz verschmäht haben, auf solchem Wege zum Besitz des geliebten Mannes zu gelangen, ja, sie würde gar nicht ein Mal auf diesen Gedanken gekom-

men sein; der jüngeren Schwester dagegen war durchaus nichts daran gelegen, dem Mann, den sie liebte, eine große Leidenschaft einzuflößen, sie wollte ihn ganz einfach und nüchtern zum Gemahl haben, weil sie ihn liebte und eben weil sie ihn liebte, war sie überzeugt, daß sie ihn glücklich machen — und auch, früher oder später, seine Liebe gewinnen werde.

Das war's: die hochgesinnte, stolze Esther Maria wollte sich freien und glücklich machen lassen durch den Mann ihrer Liebe, die einfachere Schwester dagegen wollte den Vetter nehmen wie sie konnte und ihn glücklich machen.

Esther Maria hatte diesen Unterschied selbst gegen die Mutter ausgesprochen, als sie sagte: ich will dem Manne, den ich liebe, dienen, Magdalene Regine aber will ihn beherrschen und leiten! So wird durch die Liebe der Stolz der Frau zur Demuth und das ist die allerdings sehr seltene Blüthe der edelsten Weiblichkeit. Der Weg, den die Esther Maria's gehen, führt selten zum Ziele, weil so selten ein Mann so hochgemuthet und fein gesinnt, daß er es verstünde, solche Weiblichkeit zur Blüthe zu bringen; das Leben ist hart und rauh, das den Mann erzieht, er verliert die zarte Fühlung, wenn er sie je gehabt, frühe schon und so verkümmert manch' edle Weiblichkeit in der

Knospe, ehe sie sich zu entfalten vermag. Darum finden sich solche Frauen, deren Stolz das demüthige Dienen in der Liebe ist, fast nur auf den einsamen Höhen der Menschheit, oder in strenger Abgeschiedenheit.

Die Magdalenen Reginen machen ihre Männer meist glücklich, selten oder fast nie aber ganz unglücklich, die Esther Maria's dagegen, gehen, wenn sie nicht traurige Sklavinnen werden, im besten Falle gleichgültig und kalt durch's Leben, oder gerathen, wo das Pflichtgefühl nicht stark, in ihrem quälenden Unbefriedigtsein auf Abwege. Wie manche stolze Esther Maria ist kläglich zu Grunde gegangen! Die meisten Frauen sind aber weder Esther Maria's, noch Magdalenen Reginen, obgleich die Letzteren weit zahlreicher sind als die Ersteren.

Fräulein Magdalene Regine saß mit hell gerötheten Wangen und mit hochwogendem Busen auf ihrem Platz im kleinen Gaden, eifrig arbeiteten ihre kleinen hübschen Finger an dem Fischnetz, welches sie knüpfte; sie sah den Hauptmann Cliesberlin abreiten, sie wußte, daß er ein abgewiesener Freier, sie gönnte ihm das, sie hatte kein Mitleid mit ihm, denn sie hatte diesen Mann vom ersten Tage an gerade so gehaßt, wie sie ihrem Vetter zugethan gewesen. Das junge Mädchen

war in seiner Zuneigung eben so beständig und eifrig wie in seiner Abneigung.

Aber Cliesberlin's Erscheinung brachte sie auf einen Gedankengang; ihre anfängliche Abneigung gegen diesen Mann hatte nicht abgenommen, aber ihre Zuneigung zu dem Junker Wirich war in der Zeit immer mehr gewachsen.

Sie hatte ihn gern gesehen, Wohlwollen für ihn gefühlt und ihn bei seinem Werben um die Schwester, sie wußte ja, daß er derselben bestimmt war, aufrichtig zu fördern gesucht; später hatte sie sich geärgert, daß Esther Maria so stolz und gleichgültig gegen den Vetter gewesen, dann hatte sie diese Gleichgültigkeit selbst wie ein ihr angethanenes Unrecht gefühlt und der Schwester gezürnt; darauf, als Esther Maria freundlicher gegen den Vetter geworden, hatte sie sich herzlich gefreut, sie hatte sich die Zukunft fröhlich vorgestellt, sie hatte sich spielen sehen mit Esther Maria's Kindern, denn die Stolze würde sich doch nicht viel mit den Kindern abgeben, hatte sie gedacht. In jener Zeit war sie sehr glücklich gewesen und hatte viel mit dem Vetter gescherzt, sie hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sie in jenen Kindern, mit denen sie in ihren Träumen spielte, schon den Vater derselben liebte. Dann kam eine trübere Zeit, sie wurde un-

ruhig, sie ärgerte sich, wenn sie den leichtblütigen Junker vom Rhein mit andern Damen scherzen hörte, sie nahm Anstoß an seinen häufigen Besuchen bei der flinken Frau Schwalbin, sie war eifersüchtig. Als nun die Todesbotschaft kund ward, als sie Vater und Bruder zugleich verlor, da kam das Gefühl des Alleinstehens mit ganzer Gewalt über sie, da wachte die Weiblichkeit ganz auf in ihr, die Schutz- und Liebedürftigkeit erhub ihre Stimme immer lauter in ihr und unter Thränen des Zornes und der Schwäche gestand sie sich endlich, daß sie den Junker Wirich liebe. War sie in der Zeit vorher herber, spitzer und heftiger gegen den geliebten Mann gewesen, so wurde sie nun milder gegen ihn, und zeigte sich etwas zänkischer, übellauniger und unfreundlicher gegen die Andern, denn noch immer sah sie in dem heimlich Geliebten den zukünftigen Gemahl ihrer Schwester, der sie ihn zwar beneidete, aber nicht zu entreißen gedachte.

Es war ein großer Zwiespalt in dem Herzen der armen Dirne, sie sah des Junkers Leidenschaft wachsen für die Schwester, sie wurde seine Vertraute, aber mit jeder vertraulichen Mittheilung fühlte sie auch ihre Liebe zu ihm wachsen.

Sie war oft empört über die starre Gleichgültigkeit

der Schwester gegen die Liebe des Junkers, die ihr ein so begehrenswerthes Gut dünkte und doch beruhete auf dieser Gleichgültigkeit ihre einzige Hoffnung. So kam es, daß sie, wenn Wirich neben ihr saß und ihr seine Leiden klagte, ihn trösten konnte und einstimmen in seinen Zorn über Esther Maria's Gleichgültigkeit, daß sie aber doch sich dieser Gleichgültigkeit heimlich freute, wenn sie allein war.

In solchem Zwiespalt hatte sich Magdalene Regine gequält bis auf diesen Tag und allerdings gab es ihr eine große Hoffnung mehr, als sie von der Mutter erfuhr, daß sich ihre Schwester dem Kloster verlobt habe, wenn sie auch die Bangigkeit in sich seit diesem Vorgange eher zunehmen, als schwinden fühlte.

Aber nicht einen Augenblick lang hegte sie den Gedanken, daß es doch eigentlich nicht sehr schmeichelhaft für sie sei, wenn Junker Wirich sie nur nehme, weil ihn Esther Maria verschmäht! Sie war gar nicht stolz, die kleine Frau Schatz, ihr liebendes Herz bekümmerte sich um nichts weiter, wenn sie nur den Junker bekam. Magdalene Regine liebte ihre Schwester gewiß recht herzlich, vielleicht that es ihr auch leid, daß das herrliche schöne Mädchen in's Kloster ging, aber eigentliche Trauer oder gar Schmerz empfand sie darüber keineswegs, sie hatte keine Zeit dazu, die

Schwester hatte für jetzt wenigstens keinen Platz mehr in ihrem Herzen neben dem Geliebten. Die Liebe macht auch recht oft gleichgültig gegen Andere!

Die Thüre des kleinen Gaden's, in welchem Fräulein Magdalene Regine allein saß, öffnete sich, das Fräulein schaute nicht auf, aber sie wußte ganz genau, daß es Junker Wirich war, welcher eintrat.

Mit langsamen, schweren Schritten kam der Junker um den Tisch herum, da erst blickte Magdalene Regine auf.

Wirich stand vor ihr, seine Augen waren vom Weinen geröthet, seine Wangen brannten und herber Schmerz zuckte um seine Lippen, sichtlich that er sich großen Zwang, um die Aufregung, die ihn durchbebte, zu beherrschen.

Dem Fräulein brannte das Herz, als sie den Geliebten so sah, mühsam hielt sie die Thränen zurück und sie war auch keines Wortes mächtig, als sie ihm die kleine Hand entgegenstreckte.

Wirich nahm die ihm also dargebotene Hand mechanisch in die seine; er hielt sie gedankenlos fest, er fühlte nicht wie die Finger zitterten, so hielt er sie lautlos eine Weile und bemerkte endlich auch nicht, daß die Hand zurückgezogen wurde.

Aber Magdalene Regine vermochte diese stumme

Scene nicht lange zu spielen, rasch entschlossen nahm sie das Wort, sie schlug die Augen nieder vor dem Blick des Junkers, der trübe auf sie niederstarrte, und sagte leise: „Meine Schwester hat die Werbung des Hauptmanns abgewiesen!“

„Ich wollte, sie hätte seinen Antrag angenommen!“ entgegnete Junker Wirich fast flüsternd.

Erschrocken schaute Magdalene Regine auf; das hatte sie nicht erwartet.

„Es wäre dann doch noch Hoffnung gewesen!“ fuhr Wirich leise fort.

Das Fräulein sah ihn ganz bedenklich an.

„Ich hätte ihn niederstoßen können auf dem Wege zum Brautgemach!“ schrie der Junker plötzlich auf, doch faßte er sich auf der Stelle wieder.

Das Fräulein schüttelte leise den Kopf.

„Oh!“ begann der Junker wieder mit fast rasendem Ausdruck, aber gedämpfter Stimme, „Du begreifst das nicht, Du bist ein Mädchen, ich hätte aber Einen gehabt, an dem ich mich hätte rächen können! ich hätte ihn niedergestoßen, daß sein rothes Blut ihr über's Hochzeitkleid gespritzt wäre, ich hätte ihn ermordet, sie dann und zuletzt mich!“

„Wirich! Wirich!“ rief das Mädchen voll Theilnahme im weichsten Tone.

„Was soll ich aber nun thun?“ sprach der schwer Odemholende weiter, ohne den Ruf des Mädchens zu beachten, vielleicht ohne ihn vernommen zu haben, „Esther Maria geht in's Kloster, in's Kloster!“

Einen Augenblick schwieg der Junker, dann fuhr er fort: „ich würde die Brandfackel in's Kloster werfen, ich würde hineinbrechen, ich würde sie vom Altar reißen — aber das thut er, er, den sie abgewiesen hat, ich weiß, daß er's thut, und ich muß zurückstehen, denn er hat den Vorrang, ihn hat sie abgewiesen, mich hat sie nicht einmal abgewiesen!“

Der Junker stöhnte schmerzlich, dem jungen Mädchen schauderte, es war ihr, als höre sie ein zum Tode verwundetes Wild stöhnen, das war kein menschlicher Laut; aber sie überwand ihr Entsetzen, sie fühlte wirkliches Entsetzen und rief: „So geh' doch hin, lieber, lieber Wirich, falle ihr zu Füßen und bitte sie um ihre Hand, vielleicht hat sie den Hauptmann nur abgewiesen, weil sie Dich liebt, vielleicht hat sie nur gesagt, sie wolle in's Kloster gehen, um ihm die Abweisung weniger schmerzlich zu machen! ich will mit Dir gehen, ich will sie für Dich bitten, komm, lieber Wirich, komm, wir gehen zusammen!“

Das Fräulein sprach hastig, sprach odemlos, sie zitterte für den Verstand ihres Geliebten, in dieser

Angst hätte sie ihn gern in den Armen ihrer Schwester gesehen, so lange sie sprach wenigstens glaubte sie gewiß an eine Möglichkeit des Erfolgs.

Sie hatte sich erhoben, Wirich faßte ihre Hand, ihre Worte hatten offenbar Eindruck auf ihn gemacht, der wilde Ausdruck von Zwang und Wuth schwand aus seinen Zügen, und mit ganz andrer Stimme als vorher sagte er: „Nein, nein, meine treue, liebe Base, es ist umsonst, Du kennst Deine Schwester nicht, ich habe sie stehen sehen mit zum Himmel gerichteten Augen, ich habe gehört, als sie sagte, sie habe sich Gott verlobt, ich weiß, daß sie in's Kloster geht und daß sie lieber stirbt, als das Kloster aufgiebt — es ist Alles umsonst, es ist keine Hoffnung mehr!“

Magdalene Regine seufzte erleichtert auf, sie fühlte, sie hörte aus den Worten, aus dem Klang der Stimme heraus, daß der unnatürliche Zwang gebrochen, daß die Wuth im Abnehmen sei.

„Oh, meine liebe, treue Base!“ fuhr Wirich, dessen Stimmung rasch wechselte, wie das häufig unter solchen Umständen der Fall ist, traurig, weich und zärtlich fort, „warum hat diese stolze Esther Maria nicht Dein Herz? Du würdest nicht mitleidlos meine Schmerzen und meine Pein mit angesehen haben! Du würdest nicht in's Kloster gegangen sein! Du würdest mir

Deine Hand gegeben haben, auch wenn Du mich nicht geliebt hättest ...."

„Wirich, mein Wirich!" flüsterte das Fräulein leise und im zartesten Liebeston, heiße Thränen strömten über ihr Antlitz, sie vermochte ihr Herz nicht mehr zu halten.

„Ja, Du weinst, Du hast Thränen für mich," fuhr der Junker nicht achtend fort, indem er mit der Linken über die bethränte Wange des Fräuleins strich, „ich fühle die Thränen auf meiner Hand, sie thun mir wohl, denn sie sind warm, warm wie Dein Herz. Du hast mich so oft getröstet in dieser Zeit und nun es mit der Hoffnung vorüber ist, hast Du wenigstens Thränen für mich, Gott lohne Dir diese Theilnahme zeitlich und ewiglich!"

Da vermochte es Magdalene Regine nicht länger zu ertragen, sie riß sich heftig los und eilte laut weinend davon, hinaus und warf die Thür heftig hinter sich zu, daß sie schallend in's Schloß fiel.

Betroffen schaute der Junker von Merenberg auf, er begriff diese plötzliche Entfernung nicht, er wußte kaum, was er zu dem Fräulein gesagt, während er aber noch stand und nach der Thür blickte, öffnete sich diese wieder und Esther Maria trat ein, königlich stolz mit hochgetragenem Haupt.

Sie grüßte den Junker durch eine leichte Neigung des Kopfes, schwebte an ihm vorüber, winkte ihm, ihr zu folgen und nahm auf ihrem Lehnstuhl im andern Fenster Platz. Wirich war ihrem Winke gefolgt, sie deutete lächelnd mit der Hand auf den Stuhl, der dem ihrigen in der Fensternische gegenüberstand und der Junker gehorchte ihr stumm.

„Was heißt das?“ fragte Esther Maria ruhig und sicher, „meine Schwester eilt mit bethräntem Angesicht an mir vorüber, nachdem sie die Thür heftig hinter sich zugeworfen, ich kann mir nicht denken, Vetter Wirich, daß Du die Kleine gekränkt hast!“

Es lag eine eigenthümliche, zwingende Kraft in dem Wesen und der Sprache Esther Marias, Wirich nahm sich mächtig zusammen und antwortete, daß auch ihm die plötzliche Entfernung der Base ein Räthsel sei, daß er sich aber auch nicht bewußt sei, sie gekränkt zu haben.

„Das wäre auch schweres Unrecht von Dir, lieber Vetter,“ fuhr Esther Maria mit freundlichem Ernst fort, „unrecht und undankbar, denn Magdalene Regine ist Dir gleich bei Deinem Eintritt in unser Haus mit größester Freundlichkeit entgegengekommen und ihre Theilnahme für Dich hat sich bei keiner Gelegenheit verläugnet!“

Der Junker starrte die schöne Redende an, er begriff kaum, was sie sagte, er hörte eigentlich nur, daß sie ihn Du nannte, was sie sonst keineswegs immer that, sondern nur, wenn sie besonders guter Laune war. —

„Höre mich an, Vetter," fuhr die Dame fort und nahm einen Ton der Vertraulichkeit an, der ihr sonst durchaus nicht eigen war, „bitte, nimm Dich ein wenig zusammen, Du bist zerstreut, vielleicht wegen des Weggangs der Kleinen, laß das jetzt, Du wirst sie schon wieder versöhnen, wenn sie anders zürnt, was ich kaum glaube. Ich habe schon lange mit Dir reden wollen, die große Trauer, in die mein Herz versenkt wurde, hat mich daran gehindert. Es wird jetzt aber Zeit, da ich nicht lange mehr hier bleiben werde!"

Esther Maria hielt einen Augenblick inne, sie wollte den Eindruck, den diese Ankündigung auf den Junker machen würde, beobachten; sie machte aber gar keine, weil es der Junker schon wußte, sie hatte keine Ahnung davon, daß Wirich ihr Gespräch mit dem Ritter von Oberreuth belauscht.

„Du bist hierher gekommen, lieber Wirich," fuhr Esther Maria freundlich fort, „mit der Absicht, um die Hand der ältesten Tochter vom Werder zu werben,

und war das der Wunsch Deines Vaters, meiner Eltern, Du wolltest diesen Wunsch erfüllen, es wurde Dir auch nicht schwer, denn Du fandest in der Dir bestimmten Base das, was die Welt eine Schönheit nennt." — Esther Maria lächelte ein Wenig, als sie so sprach, — „Du verliebtest Dich in mich, Du sahest, daß ich schön war, und wußtest, daß ich Dir bestimmt. Dennoch gelang es Dir niemals, mir näher zu kommen, das kränkte Dich und erfüllte Dich mit Schmerz, ich habe es wohl bemerkt, und Du hast mir dabei oft herzlich leid gethan, lieber Vetter! Ich hätte es gern geändert, aber ich konnte doch nicht zu Dir sagen: „Du bemühst Dich umsonst, Wirich, ich liebe einen andern Mann! Das hatte ich mir damals selbst kaum gestanden, ich bitte Dich um Verzeihung, lieber Wirich, für alle die Pein, die ich Dir verursacht habe!"

Esther Maria reichte dem Junker ihre schöne Hand, dieser nahm sie schüchtern, scheu, er zuckte zusammen, als er den Druck der feinen, kühlen Finger fühlte, sein Auge hing mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Munde der Jungfrau.

„Ich nehme an, daß Du mir jetzt schon von Herzen verziehen hast," fuhr Esther Maria fort, „hast Du es aber noch nicht, oder noch nicht ganz gethan, so wirst Du es nunmehr bald aus Dankbarkeit für

die köstliche Kunde thun, welche ich Dir mittheilen will. Siehe, lieber Wirich, während Du Dich nutzlos um mich bemühtest, als ich einen Andern liebte, hattest Du nicht Acht auf Deine liebe Base Magdalene Regine. Meine Schwester trug Dir von Anfang an eine zarte Neigung entgegen, Du ahntest davon nichts, aber mit ihr wurdest Du gleich vertraut, mit ihr hast Du Dich gleich in den ersten Tagen verstanden, sie paßte zu Deinem Wesen, sie wurde Deine Vertraute, und nur, weil Du immer auf mich blicktest, hast Du nicht bemerkt, daß die Liebe der Kleinen zu Dir mit jedem Tage gewachsen ist. Ihr habt mich Beide herzlich gedauert, lieber Wirich, ich kann mitfühlen, was das arme, liebende Kind gelitten haben muß bei Deinen Klagen über meinen vermeinten Stolz, über meine Gleichgültigkeit. Du mußt ihr das durch doppelte Liebe vergelten, lieber Wirich, und ich weiß, Du wirst das thun, denn Du liebst Magdalene Regine von ganzem Herzen, das glaube Du nur für jetzt, mit Nächstem wirst Du es selbst fühlen."

Dem Junker war zu Muth, als habe er einen Traum, er faßte nach seiner Stirn und rieb sich die Augen, dann aber starrte er wieder nach Esther Maria hinüber.

„Lieber Vetter Wirich," sagte das hochgesinnte

Mädchen, indem es sich erhub, „auf Dir beruht jetzt die Hoffnung der Dreie, die noch vom Haus Werder übrig sind, meine Schwester liebt Dich, schenke ihr Dein Herz und mache sie so glücklich, als sie verdient; meine Mutter sieht ihren Herzenswunsch, den ihre ältere Tochter nicht zu erfüllen vermochte, durch die Jüngere erfüllt, ihr Schwestersohn wird ihr Tochtermann, und ich, mein lieber Vetter, ich kann getrost aus dieser Welt scheiden, wenn ich Dich als den Gemahl meiner Schwester in diesem lieben alten Hause meiner Väter Herrenrecht und Herrenpflicht übernehmen sehe!“

Esther Maria erhub sich, keines Wortes mächtig folgte Wirich ihrem Beispiel, ganz dicht trat das schöne Mädchen an ihn heran, sie sah ihn an mit einem klaren, liebevollen Blick, sie legte langsam und ruhig ihren vollen Arm um seinen Nacken, beugte sein Haupt etwas und hauchte so einen leisen Kuß auf seine Lippen und sprach: „Wenn Du mich noch ein wenig liebst, Wirich, so wirst Du die Liebe meiner Schwester nicht täuschen, wirst die Wünsche meiner Mutter erfüllen und mir dadurch den Frieden des Klosters sichern!“

Wirich antwortete nicht, er zitterte, als wenn ihn ein Fieber ergriffen hätte.

„Ich verlasse mich auf Dich, Wirich," sagte Esther Maria, „und Du bist von jetzt an mein Bruder, mein lieber Bruder!"

Zum zweiten Male fühlte der Junker den keuschen Kuß der Jungfrau auf seinen Lippen; als er sich besonnen, da hatte sie das Gemach verlassen, er aber war allein im Gelaggaden und stand auf derselben Stelle, auf welcher sie ihn geküßt. —

Eilftes Kapitel.

Mit gewaffneter Hand.

„Die Treue steht auf Wacht am Wall
Ihre Fahne wehet vom Thurm,
Hinüber wirft sie den Ueberfall,
Sich selber entgegen dem Sturm,
Die Blitze zucken, dumpf donnert der Schuß,
Die Leichen schwimmen hinab den Fluß."

(Sir Walter Scott.)

Drei Wochen und drüber waren in's Land gegangen, seit der Ritter Cliesberlin sich seinen Korb geholt im Haus Werder, aber der zornige Mann hatte seit jenem Tage Nichts wieder von sich hören lassen, weder in Gutem noch im Bösem. Angelegenheiten, die sich auf die Verpflegung seiner Reiter bezogen, hatte er sonst stets mit der gebietenden Frau vom Werder selbst geordnet, jetzt pflegte er, einen Tag um den andern, einen seiner Lieutenants, den tapfern Junker Herman

von Eberstein, den Sohn des alten Oberst-Wachtmeisters auf Gehofen, nach Hohenrode zu dem Amtmann Pagel Schwalbe zu senden, der dann die nöthigen Befehle gab.

Aeußerlich herrschte also vollkommener Friede, wie zuvor, zwischen dem reisigen Volk und dem Hause Werder; Frau Schatz Regine aber ließ sich dadurch nicht täuschen, sie kannte den gewissenlosen und rachbegierigen Sinn des Oberreuthers viel zu gut, außerdem aber war ihr Blick scharf genug, um an allerlei kleinen Zeichen zu erkennen, daß ein Sturm im Anzuge.

Frau Schatz hatte eine muthige Seele, und mit ebenso viel Geschick, als Gewissenhaftigkeit, traf sie alle Maßregeln, die ihr zu Gebote standen, um dem Sturme zu begegnen, und dessen Furie von ihren Unterthanen und Hintersassen abzuhalten, für welche sie so geschickt und mütterlich gesorgt während des ganzen Krieges; die kluge Frau fürchtete mehr für ihre Dörfer, als für sich und ihr Haus, denn der Werder war so wohl verwahrt, daß sie nicht im Entferntesten daran dachte, der wilde Kriegsmann könne einen Angriff mit gewaffneter Hand unternehmen.

Es war doch eine schwere Früh-Sommerzeit für die Frau Schatz Regine, und trotz festen Gottvertrauens und guter Zuversicht auf die eigene Kraft, war das

Herz der Edelfrau oft stark bedrückt, und ihr sonst so heiterer Sinn war getrübt. Freilich standen die Saaten so herrlich, wie seit Jahren kaum, im leuchtenden Rosenschmuck prangten die Hecken und die sanften Hügelketten, und die Berge boten das liebliche Bild jenes duftigen Sommers, der sich in keinem der gesegneten Landstriche des Vaterlandes so anmuthig entfaltet, wie in den Auen Thüringens.

Mit glänzenden Augen blickte Frau Schatz darauf hin, sie freute sich der strahlenden Gottes-Herrlichkeit, aber eine Thräne hing oft an ihrer Wimper, es war ihr, als müsse sie das Alles zum letzten Male sehen, denn die muthige Frau hegte leise im Herzen den Gedanken an den nahen Tod, es war ihr, als habe sie hier unten wenig mehr zu suchen, seit ihr kriegerischer Gemahl und ihr einziger Sohn so plötzlich abgerückt in die ewigen Friedens-Quartiere des Himmels.

Das aber war's nicht, was Frau Schatz Regine so schwer bedrückte, sie fürchtete sich nicht vor dem Tod, sie erwartete ihn nicht wie einen Feind, sondern wie einen Boten, der sie abrufen würde zu ihrem Gemahl; sie hatte es auch nicht mangeln lassen an einem feinen, leiblich und geistig Bereiten auf den letzten Abschied, und ihr getreuer Seelsorger ließ es dabei niemals fehlen an ernstlichem Beistande, item Frau Schatz

Regine war wohl gerüstet für die große Reise in's Jenseit.

Schmerz und Kummer machten ihr nur die drohenden Wolken, die an ihrem irdischen Horizont standen, ihr Herz zagte bei dem Gedanken, daß die entfesselte Kriegs-Furie nun auch den lieben, stillen Winkel heimsuchen und verheeren werde, den ihre Klugheit mit solcher Sorgfalt geschützt; daß der Hufschlag der Kriegs-Rosse unbarmherzig auch über die blühende Saat dieser Dörfer gehen, daß die weißen Rosen am Haag sich dunkel färben sollten in dem Blut ihrer lieben Unterthanen und Hintersassen.

Dieser Gedanke aber war der edlen Frau so schmerzlich, daß selbst der Anblick der schönen Herzens-Gemeinschaft zwischen ihrer jüngsten Tochter und dem ihr so theuern Schwestersohne, die sich von Tag zu Tag unter Hut und Pflege der herrlichen Esther Maria immer lieblicher und erquicklicher gestaltete, sie nicht immer ihrer bangen Sorge zu entreißen vermochte.

Die Besorgnisse der gebietenden Frau auf dem Werder waren durchaus nicht grundlose; die Zeichen eines heraufziehenden Wetters mehrten sich wirklich von Tag zu Tag, so wenig merkbar solche auch für andere, als die scharfen Augen der Frau Schatz Regine sein mochten; zwei Tage vor Sankt Johannistag endlich

traf auf dem Werder ein Bote von Dresden ein, welcher einen Brief des Junkers von Trautenbuhlen brachte. Dieser Brief enthielt die Nachricht, daß die Kurfürstlichen Räthe alle Verhandlungen mit dem Ritter von Oberreuth abgebrochen hätten, eines Theils der ganz unerfüllbaren Forderungen wegen, welche der Voigtländer gemacht, dann aber auch, weil man durchaus des Mannes nicht sicher sei, und ziemlich Gewißheit habe, daß derselbe den sächsischen Hof an den Kaiser verrathen möchte. Der von Trautenbuhlen meldete zugleich, daß sich sächsische Kriegs-Völker von Leipzig her Thüringen näherten, um dem gefährlichen Doppelspiel des Cliesberlin ein Ende zu machen, daß er aber fürchte, der doppelte Verräther werde noch einen letzten Schlag entweder gegen Naumburg, oder gegen Haus Werder führen, bevor er Thüringen verlasse. Zugleich wurde der Frau Schatz angezeigt, daß er, Trautenbuhlen, in der Besorgniß um Haus Werder, den Hauptmann von Bünau vermocht habe, am Sankt Johannistage von Querfurt aus mit einem kleinen Trupp kursächsischen Fußvolks nach der Unstrut vorzurücken, und als Sauve-Garde den Werder zu besetzen. Der wackere Trautenbuhlen entschuldigte diesen Schritt vielfach, denn er wußte, daß derselbe gegen die Politik der Frau Schatz war, behauptete aber, daß er die bösen Anschläge

Cliesberlins zu kennen glaube, und daß er kaum andere Hülfe wisse. Schließlich wünschte er nur, daß der von Bünau nicht zu spät kommen möge, und bat in wahrhaft rührender Weise, ihm nach Eintreffen der sächsischen Infanterie sofort einen Boten zu senden, „dieweilen die ihm innewohnende Angst ob solcher Calamität ihm allzu stark zusetze!"

Als Frau Schatz diesen Brief gelesen, wich plötzlich von ihr jeder Kleinmuth und jede Verzagtheit, sie berief ihre Getreuen zu sich, den Schwestersohn und den Amtmann, den Pater Titzmann und den Ober-Constabler, setzte sie in Kenntniß von dem Inhalt des Briefes, und ertheilte ihre Befehle mit der Umsicht eines wahren Feldherrn.

Amtmann Schwalbe erhielt den Auftrag, sofort mit etlichen Reisigen den Werder zu verlassen, und die Unterthanen und Hintersassen aufzufordern, sich mit ihrer besten Habe entweder nach Haus Werder, oder an die andern Orte zu flüchten, die ihnen längst als Sicherheits-Plätze für solche Fälle bestimmt worden waren. Mit der kampffähigen Mannschaft der Dörfer dagegen sollte der Amtmann den durch Verhacke unzugänglich gemachten Waldplatz auf der Höhe des Berges besetzen, welcher am rechten Ufer der Unstrut belegen, Haus Werder beherrschte. Von da aus konnte

er den Werder beobachten, und zu gelegener Zeit zu Hülfe kommen.

Die Tag- und Nacht-Signale waren schon längst verabredet und vielfach eingeübt.

Der Junker von Merenberg übernahm den Befehl über die mit kleinen Thürmen besetzte Ringmauer des Werders; auf jedem dieser Thürmchen befand sich eine schwere Muskete und andere Handfeuer-Waffen, was zwar höchst ungenügend für einen regelmäßigen Angriff gewesen wäre, was aber ausreichend gegen eine plötzliche Ueberraschung war, da man sich dem Werder nur auf Kähnen nähern konnte.

Der Ober-Constabler hatte, wie sich von selbst versteht, den Befehl in dem mit Feldschlangen und halben Karthaunen armirten Brücken-Bastion, und übernahm zugleich die Vertheilung von „Kraut und Loth", d. h. von Schießbedarf.

Im Hause selbst hatte Pater Titzmann den Befehl, und erhielt Auftrag, sofort die Fenster des untern Gestockes blenden zu lassen, und die längst dazu bestimmten Schützen an den ebenfalls schon früher dazu bezeichneten Fenstern aufzustellen; an jedes solches Fenster kamen zwei Mann, die mit einander von zwei zu zwei Stunden abwechselten.

Der junge Titus Ulrich, der damals die Todes-

Botschaft nach dem Werder gebracht, erhielt den Oberbefehl über die Besatzung der Kähne, welche von beiden Ufern der Unstrut zusammengeholt, und nach der sogenannten Wasserthor-Anlände geführt werden sollte.

Oberhalb des Werders befand sich eine Brücke mit zwei Aufzügen. Auf einem starken steinernen Pfeiler stand mitten im Strom ein steinernes Wächterhaus, das völlig uneinnehmbar war, wenn die Aufzüge der Brücke aufgezogen waren, man hätte es denn vom Ufer aus durch Geschütze demoliren müssen.

Frau Schatz gab sofort das Signal zum Aufziehen der Brücken.

Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als dies geschah und als die Boten des Amtmannes und die verabredeten Zeichen durch alle die Orte flogen, welche bei Haus Werder zu Lehn gingen.

Freundlich warm schien die liebe Sonne auf die anmuthige Landschaft, Frieden lag über Berg und Thal, der Himmel war tiefblau und die Erde so grün, aber Schrecken kam in die Herzen der Menschen.

Frau Schatz Regine hatte so eben jeder ihrer Töchter ein Stockwerk des Hauses angewiesen, um dort Vorbereitungen zur Unterbringung der Frauen, Mädchen und Kinder zu treffen, welche Schutz auf dem Werder finden sollten; und schon ruderte die erste Abtheilung derselben

vom Dorfe Werder herüber, die Einschiffung derselben leitete drüben der würdige Pastor Röder.

Frau Schatz stand mit dem Merenberger, dessen umsichtigen militairischen Anordnungen sie ihren Beifall spendete, am Springbrunnen, als sich ein Reiter, in einen braunen Mantel gehüllt, trotz der heißen Juni-Sonne, Bahn brach durch die dichte Schaar der Flüchtigen, welche eben über die Brücke zog. Er ritt im schärfsten Trabe in den Hof und rief, die Schloßfrau gewahrend: „Ich sehe, daß Ihr schon gewarnt seid, gestrenge Frau, kaum bin ich noch durchgekommen, das Kriegsvolk in Laucha meutert, es hat seine Offiziere zum Theil ermordet, zum Theil verjagt; ich habe aus ihren wüsten Reden entnommen, daß es sich um eine Plünderung und Verwüstung der ganzen Gegend handelt, was eigentlich vorgegangen ist, das weiß ich nicht, mein Gevatter Guthsmuths rief mir zu, Euch drohe die nächste Gefahr, gehabt Euch wohl, gestrenge Frau, Gott schütze Euch!“

Damit wandte der bärtige Mann im braunen Mantel sein Roß und trabte wieder von dannen, ohne auf den Dank der Schloßfrau zu warten.

„Das war Hans Rawald, der wackere Rathsherr von Freiburg“, sagte die Schloßfrau, „Gott segne ihm seine treue Warnung zeitlich und ewiglich, es thut wohl,

Freunde zu finden in der Noth. Doch, mein lieber Wirich, jetzt wird's immer schlimmer, die Soldateska ohne Offiziere ist schrecklicher, als der Teufel selbst!"

„Ja", antwortete der Junker, „sie wird entsetzlich hausen, ich habe das gesehen, aber einen Angriff auf Haus Werder haben wir nun nicht zu fürchten, den wird das meuterische Volk nicht ohne Offiziere wagen."

„Meine armen Leute!" klagte Frau Schatz leise, „sie werden Alles verlieren!"

Stumm und traurig zogen die Flüchtigen ein in das Haus, welches ihnen Schutz bot, wenigstens für ihre Personen und die Habseligkeiten, die sie mit sich führten, wenn es auch ihre Ernten und ihre Wohnungen nicht zu schützen vermochte.

„Laßt mich durch, Leute," erscholl plötzlich eine durchdringende, starke Stimme unter der Wölbung des Brücken-Bastions, „nehme sich doch Einer meines Pferdes an, der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, steht geschrieben, ich muß mit der gestrengen Frau reden, laßt mich durch, um Gottes Willen!"

Mit ihren mächtigen Ellenbogen machte sich die Wirthin zum wilden Mann in Naumburg Bahn durch die Flüchtigen, odemlos, mit hochrothem Antlitz, mit funkelnden Augen und ganz unordentlicher Kleidung stand die wilde Frau vor Frau Schatz Regine, die sofort

bemerkte, daß die Wirthin völlig erschöpft war, und eilends befahl, ihr einen Trunk Wein zu bringen. Bevor der Wein aber noch kam, keuchte die starke Frau, während ihr die Thränen des Zornes über die brennenden Wangen liefen: „Die Kerle sind gestern Abend gekommen, ich habe sie belauscht, der Cliesberlin hat sein Volk gegen die eigenen Offiziere gehetzt, weil's die mit dem Kurfürsten hielten, sie sind ermordet, der Cliesberlin führt das Mordgesindel heut Nacht auf den Werder, Brand, Plünderung, die Fräulein's, Ihr versteht mich, gestrenge Frau, da habt Ihr meine Botschaft, ich bin in einem Strich von Naumburg bis hierher geritten, gleich nach Mitternacht bin ich fort."

Die wilde Frau trank zwei große Becher Wein, und sah dabei ihren Liebling, den Junker von Merenberg, sehr freundlich an, sie hörte schweigend, ein Zeichen großer Erschöpfung, alle die herzlichen Dankesworte an, die ihr gespendet wurden; danach aber ließ sie sich ein Stück Brod geben, und ein Stück Fleisch, und trat sofort ihren Rückweg an, weil sie hier doch nichts nützen könne, und zu Hause Geschäfte habe. Es war nicht der Augenblick, zum Verweilen auf Haus Werder zu nöthigen. Einige Zeit darauf sah man sie den Bergweg hinaufsteigen, sie biß tüchtig in ihr Brod,

weinte große Thränen darauf, und führte ihr müdes Roß am Zügel, den sie um den linken Arm geschlungen.

Frau Schatz Regine sah, daß sie Freunde nah' und fern hatte, aber sie hatte heute keine Zeit sich darüber zu freuen, denn sie war von allen Seiten in Anspruch genommen.

Der Junker sicherte nun, da er wußte, daß der Voigtländer an der Spitze der meuterischen Soldateska einen Angriff auf den Werder beabsichtige, seine Mauer so gut er irgend vermochte, Jeder erhielt seinen bestimmten Posten und das kriegerische Feuer, welches in ihm selbst brannte, wußte er auch seiner Mannschaft mitzutheilen. Er focht für sein Haus hier, wie all' die Andern, für die Ehre seiner Braut; er ging mit stolzem Bewußtsein umher und sein Wort verscheuchte überall, wohin er trat, die Furcht und die Bangigkeit.

Von mehreren Seiten kamen Botschaften; der Junker von Witzleben, der unten in der güldenen Aue auf dem hohen Wendelstein an der Unstrut, dicht bei dem berühmten Kloster Memleben saß, ließ schon seit mehreren Stunden die Sturmglocke läuten, das wurde glaubwürdig gemeldet; vielleicht hätte sich Frau Schatz Regine durch diese Kunde zur Sorglosigkeit verleiten lassen, ohne die Botschaft der wilden Frau aus Naumburg, denn wenn der hohe Wendelstein in

Gefahr war, dann konnte man glauben, die meuterischen Reiter hätten eine andere Richtung eingeschlagen und bedroheten das Land an der Unstrut aufwärts, anstatt abwärts.

Nachmittags kamen trübere Kunden, zuerst erfuhr man, daß die Kaiserlichen Reiter den Flüchtigen von Hohenrode den Weg nach dem Werder verlegt und sie über den Rodenberg zurück gejagt hätten, dann aber meldeten Einzelne, die sich durchgeschlichen, daß der Feind auf das Dorf gefallen sei, dort entsetzlich gehaust habe mit Plündern, Schänden, Morden, Sengen und Brennen.

Um fünf Uhr grade gab der Amtmann das Signal, daß er seine Stellung auf dem Buchenberge mit seinen Mannschaften glücklich eingenommen habe und von da ab bis zur Dunkelheit gab er Zeichen, daß der Feind die Dörfer Mühlen u. s. w. ringsum anzünde.

Seit Anbruch der Dämmerung, seit acht Uhr Abends etwa, kamen nur noch einzelne Flüchtlinge und Junker Wirich wollte eben die Zugbrücke aufziehen lassen, als noch ein Mann von Hohenrode eintraf. Der war verwundet, ein Posten der Küraßreiter, welcher am weißen Stein stand, hatte auf ihn geschossen; er meldete, daß die Kaiserlichen Feuer in das herrschaftliche Haus zu Hohenrode geworfen, daß es hell brenne, das Dorf sei

schon niedergebrannt, viel Leute erschlagen; er hatte auch aus einem Versteck mit angesehen, wie die Kaiserlichen die alte Pelzgrethe lebendig ins Feuer geworfen und die Frau des Amtmann's Schwalbe unter unerhörten Mißhandlungen ermordet hatten.

Dem Manne wurde Stillschweigen auferlegt, für Trauer und Klage war an diesem Abend nicht Platz in Haus Werder.

Nach neun Uhr, als es ziemlich dunkel wurde, so dunkel es in einer solchen Sommernacht überhaupt wird, hielt Pastor Röder eine Betstunde mit den versammelten Flüchtlingen, während der Merenberger alle Feuer und Lichter löschen ließ, weil er aus der Meldung der letzten Flüchtlinge wußte, daß ein Posten des Feindes schon beim weißen Stein stand. Nicht fern vom weißen Steine war ein Punkt, von welchem aus man Haus Werder beobachten konnte.

Tiefe Stille auf dem Werder, tiefe Stille ringsum, der Nachtwind ging mit leisem Rauschen durch die Wipfel der Bäume und strich über die Wellen der Unstrut, die Sterne funkelten prächtig am nächtlichen Himmel.

Alle halbe Stunde einmal umschritt der Junker von Merenberg seine Posten, er war immer in Bewegung, zuweilen ging er auch in das Haus und betrat

das Gemach der Frau Schatz, die von der Bibel aufblickend, ihn mit hellen Augen grüßte und auf das liebliche Bild deutete, welches Esther Maria und Magdalene Regine bildeten, welche in einem großen Stuhl am Fenster saßen, sich umarmt hielten und in dieser Stellung eingeschlafen waren. Es war das ein's der Fenster im Mittelgestock des Hauses, über dem Portal, hier hatte Frau Schatz Regine ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Einen Augenblick stand Wirich vor diesem lieblichen Bilde, dann riß er sich los, grüßte die Schloßfrau mit einem Blick und ging wieder seiner Pflicht nach.

Gegen eilf Uhr verfinsterte sich der Himmel sehr rasch, die Sterne verschwanden, es wurde völlig dunkel und ein fernes Leuchten verrieth von Zeit zu Zeit, daß ein Wetter heraufziehe — bedenklich beobachtete der tapfere Merenberger diese Wetterveränderung, sie brachte dem Feind Vortheil; ruhelos wanderte er hin und her, er wußte nicht, wo der Feind angreifen werde, es war überall Gefahr.

Freilich mußte der Angriff vom Fluß her erfolgen, das stand fest, aber an welcher Stelle?

Das Leuchten wurde stärker, die schwüle Luft deutete auf ein Gewitter.

Kurz vor Mitternacht blitzte es plötzlich hell über

dem Buchenberg und ein Donner rollte leise grollend nach.

Wirich stand eben auf dem Mauergang neben einem der kleinen Thürme und blickte stromaufwärts nach der Brücke hin, als ein greller Blitz aus der obern Luke des Brückenwächterhauses fuhr, der Knall, das Krachen eines Schusses folgte.

Das war das Signal des Wächters, Kähne hatten die Brücke passirt.

„Esther Maria!“ rief der Merenberger mit Donnerstimme und zog das Schwert.

Das war das Feldgeschrei, das er ausgegeben.

„Esther Maria!“ hallte es wieder rings um den Werder und ein Karthaunenschuß donnerte vom Brückenbastion die Schläfer weckend.

„Esther Maria!“

Rings um den Werder neben allen Mauerthürmen flammten Pechkränze auf und strahlten helle Lohe und rothe Gluthen in die Wogen der Unstrut hinab.

Dicht neben einander stießen drei große Kähne mit Soldaten gefüllt an den schmalen Erdrand vor der Mauer und drei Leitern schlugen ihre eisernen Haken in die Zinnen der Mauer.

„Feuer! Feuer!“ befahl der Junker, mit Riesenkraft eine der Leitern fassend und sie gewaltigen

Schwungs zurückschleudernd, daß sie krachend rückwärts niederschlug.

Die Werder'schen feuerten aus den beiden nächsten Thürmen auf die Kaiserlichen, welche stumm die Leitern emporkletterten und oben über die Zinne weg handgemein mit dem Junker Wirich und seinen Leuten wurden.

Schüsse fielen von beiden Seiten, das fahle Licht blitzte über die rauschenden Wogen hin, es donnerte gewaltig darüber her, als wollte die mächtige Stimme des Herrn, welcher im Sturme geht, den hadernden Menschenkindern Frieden gebieten.

Junker Wirich bemerkte bald, daß dieser erste Angriff nur eine Verlockung gewesen; er erkannte deutlich die Schüsse aus dem Häuschen des Brückenwächters, die ihn warnen sollten; es war ihm gelungen die Leitern alle drei abzuwerfen, er sah im Lichte der Pechfackeln, daß sich die Kaiserlichen in ihre Kähne warfen und abfuhren, aber er erkannte auch, daß im selben Augenblick sechs oder sieben Kähne an der einzigen Stelle anlegten, wo ein breiteres Vorland, auf welchem etliche Bäume standen, die Ersteigung der Mauer erleichterte.

Das war der schwache Punkt der Vertheidigungslinie, Cliesberlin als guter Soldat hatte ihn richtig

gefunden, aber der Merenberger hatte ihn auch als solchen erkannt und hier auch seine Maßregeln mit besonderer Vorsicht genommen.

In dem Augenblick, wo er sich an diesen Punkt, welcher auf der Seite nach dem Dorfe zu gelegen war, begab, ging an der andern Seite ein großes Feuer auf, Schuß auf Schuß donnerte vom Brückenbastion und ein Bote des Oberconstablers meldete, daß sich an dem Ufer, dem Brückenbastion gegenüber, starke Kavallerie zeige und daß der Feind die Brücke am jenseitigen Ufer in Brand gesetzt habe.

Wirich ließ die Leute beruhigen, es waren ja das Alles nur Maßregeln, um die Aufmerksamkeit der Besatzung von dem eigentlich bedroheten Punkte abzuwenden. Der Junker erkannte, daß der Werder in großer Gefahr gewesen wäre, wenn diese drei Angriffe zu gleicher Zeit erfolgt wären, so griffen sie nicht in einander und der Feind war sichtlich überrascht, daß man im Werder auf einen solchen Angriff vorbereitet war.

In dem Augenblick fast, wo der Junker den bedrohten Punkt erreichte, warfen die Kaiserlichen die Sturmleitern an, feuerten nach den Seitenthürmen und deckten sich durch die Weidenbäume.

An der Seite des Brückenbastions wurde vom

Ufer aus ebenfalls ein ſtarkes Gewehrfeuer auf die Vertheidiger gerichtet, was aber nicht den geringſten Schaden that, auch wohl nur beſtimmt war, zu ſchrecken und zu verwirren.

Sechs Sturmleitern zugleich warfen die Kaiſerlichen an die Mauer und kletterten daran empor, während ihre Wachtmannſchaften in den Kähnen und die hinter die Weidenbäume poſtirten Schützen ein wohlgenährtes Feuer gegen die Zinnen unterhielten und auch ſofort mehrere der Vertheidiger tödteten und bleſſirten; offenbar war der Werder in höchſter Gefahr, wenn ſich des Merenbergers Gegenanſtalten an dieſer Stelle nicht bewährten und es der Menge, welche auf ſechs Leitern zugleich heranſtieg, gelang, über den Mauerkranz zu kommen.

Die Anſtalten des Junkers aber bewährten ſich glänzend; er hatte nämlich an ſechs ſtarken Balken, die er mit ihren Spitzen über die Zinne hatte hinauslegen laſſen, einen ſiebenten Balken in der Quere befeſtigen laſſen; in dieſe Balken nun, nicht in die Zinne ſelbſt, ſchlugen die Enterhaken der Sturmleitern. Als dieſe nun mit der Menge der darauf heranklimmenden Feinde bedeckt waren, ſtießen die dazu angeſtellten Mannſchaften der Vertheidiger auf des Merenbergers Kommando die Balken mit Macht vorwärts

durch die Einschnitte der Zinnen und brachten dadurch mit Aufbietung aller Kräfte die Sturmleitern in's Kippen, bis diese endlich hinten überschlugen, das ganze Balkenwerk herausreißend und die Anstürmenden wuchtig niederschmetternd, krachend und klatschend theils auf das Vorland, theils in's Wasser stürzten.

Jetzt brachen die Kaiserlichen Reiter in einen wilden Jammerruf aus, bis dahin hatten sie die befohlene Stille beobachtet, die ihnen doch nichts nützen konnte, da sie den Werder vorbereitet fanden.

„Esther Maria!" jauchzte der Merenberger in heller Kampfesgluth.

„Esther Maria!" wiederholten die Leute vom Werder, sprangen an die Zinne und feuerten ihre Gewehre und schweren Pistolen ab unter die Kaiserlichen, welche sich auf den Kähnen in dichten Massen zusammendrängten und abzustoßen versuchten; aber das Abstoßen ging nur langsam von Statten, zwei der Kähne waren durch das niederstürzende Balkenwerk so beschädigt, daß sie sanken, die Ruderstangen waren nicht in Ordnung, es war eine heillose Verwirrung — offenbar hatten sich die meuterischen Truppen das Ersteigen des Werders zu leicht gedacht und geriethen nun in die größeste Noth.

Freilich schossen noch immer Einzelne von ihnen

nach den Zinnen, aber sie thaten wenig Schaden mehr, während von den Werder'schen Niemand mehr feuerte außer dem Junker Wirich, welcher in einer Blende stand und vorsichtig zielend auf diejenigen schoß, welche die Ruder nahmen, während seine Leute ihm fortwährend geladenes Geschoß reichten.

Die Kaiserlichen erlitten hier schwere Verluste, während sie über eine halbe Stunde brauchten, um ihre Verwundeten in die noch flotten Kähne zu bringen, auch wurden von den beiden nächsten Mauerthürmen etliche Schüsse mit großem Erfolg in die in den Kähnen dicht zusammen gedrängten Reiter gefeuert.

Endlich waren die Kähne flott und stießen ab, es wurde noch auf sie geschossen, so lange sie sich in dem Schein des Feuers der Pechkränze befanden, als sie aber in die dunkleren Partieen des Schattens hineinglitten, würden sie wenig mehr zu fürchten gehabt haben, wenn sie nicht in ohnmächtiger Wuth noch immer einzelne Schüsse gegen den Werder abgefeuert hätten, deren Blitzen dann den Schützen auf den Mauern die Richtung angab, in welcher sie das Feuer erwiederten.

Der Merenberger begriff, die Schüsse verriethen es, daß die Kaiserlichen auf das Ufer zu hielten, auf welchem sich ihre Kavallerie, also ihre Hauptmacht

und wahrscheinlich auch ihr Anführer befand — dem Brückenbastion gegenüber.

Als das Blitzen der Schüsse und ihr Knall seltener unten auf dem Wasser und der Erde wurde, begann es immer gewaltiger vom Himmel zu blitzen und gewaltige Donnerschläge krachten durch die finstere Nacht.

Der Merenberger Junker eilte mit raschen Schritten über den Hof nach dem Brückenbastion, eine Fackel in der Linken, das Schwert in der Rechten, lief er an der Fontaine vorüber, er wurde erkannt.

„Wirich!" rief die helle Stimme der kleinen Frau Schatz aus dem Fenster nieder.

„Wie steht es?" fragte die Schloßfrau.

„Esther Maria und Viktoria!" antwortete der Junker einen Augenblick stehen bleibend, „wir haben gesiegt, der Feind flüchtet!"

Er sprang in die Wölbung des Bastions und die Treppe hinauf.

Die drei Frauen am Fenster aber reichten sich die Hände, dann aber umarmten sie sich und knieten nieder zu einem gemeinsamen Gebet.

Odemlos stand der Merenberger auf der Platform.

„Unmöglich einen sichern Schuß zu thun bei der

verdammten Finsterniß!“ grollte der greise Ober-Constabler.

„Jetzt aufgepaßt, alter Lademeister!“ rief der Junker, dem Ober-Constabler auf die Schulter schlagend, „wir wollen ein Kunststück machen!“

„Das möchte ich sehen bei der Finsterniß!“ knurrte der Greis grimmig.

„Geschütz in Ordnung?“ fragte der Merenberg.

„Alles klar!“ lautete die Antwort.

„Nun denn, Alter, laß einen Schuß abfeuern nach der Richtung der Schwemme,“ befahl Wirich, „und wenn sie noch so wüthend arbeiten, bis dahin treibt sie der Strom, und sie müssen gleich dran sein, der Schuß wird ihnen schwerlich Schaden thun, aber sie werden in ihrer blinden Wuth sicher mit ein Paar Schüssen antworten, die seht Ihr aufblitzen und wißt dann, wohin Ihr zu schießen habt!“

Der Alte ließ ein beistimmendes Brummen hören, er ließ unter drei Geschütze Keile schieben, und stellte sich selbst mit brennender Lunte, die er vorsichtig abgeblasen, an die halbe Karthaune, sein Lieblingsstück.

Der Junker nahm einem Stückknecht die Lunte aus der Hand.

Der Alte nickte und sagte: „Laßt fahren in Gottes Namen!“

Wirich hieb auf und krachend entlud sich das Geschütz.

Es kam ganz so, wie er vorhergesehen, drei Schüsse blitzten dicht an der Schwemme aus dem Dunkel auf, und mit Riesenkraft schlug der Alte einen bereitgehaltenen zweiten Keil unter die Bettung seiner Karthaune, um diese noch etwas zu erhöhen, in demselben Augenblick fast rollte der Donner seines Schusses über die Wasser der Unstrut.

Ein wildes, durchdringendes Geschrei und ein halb Dutzend Schüsse antworteten.

„Die Kugel muß den Kahn dicht an der Schwemme getroffen haben!“ sagte der Alte ruhig, und ging mit steifem Schritt zu dem zweiten noch geladenen Falconet.

„Das Kunststück ist gemacht!“ lachte Wirich, und lief die Treppe hinunter.

Der zweite Schüß fiel und abermals folgte ein wildes Geheul, ein Zeichen, daß er getroffen. Der Ober-Constabler rieb sich die Hände und machte sich mit seinen Constablern und Stückknechten daran, die Geschütze auf's Neue zu laden, was mit handwerksmäßiger, methodischer Langsamkeit geschah.

Die Artillerie wurde damals und noch lange nachher, als eine Art von Kunsthandwerk betrieben, die

Constabler galten eigentlich damals für Künstler, nicht für Soldaten.

Der unermüdliche Merenberger umlief seine Posten und mahnte zur Wachsamkeit, obwohl er selbst überzeugt war, daß der Ritter von Oberreuth nicht daran denken werde, noch einen Angriff zu versuchen; überall wurde er mit hellem Jubel empfangen, denn man wußte schon überall, daß er die beiden Angriffe der Kaiserlichen glänzend abgeschlagen. Als er die Stätte erreicht, wo der Hauptangriff gewesen, wurde ihm gemeldet, daß der Sieg mit drei Todten und zwölf Verwundeten, von denen aber keiner schwer blessirt, erkauft sei. Die Leichen ließ er für's Erste in den nächsten Mauerthurm niederlegen, die Verwundeten aber schickte er in das Herrenhaus, wo sie von Frau Schatz und ihren Töchtern verbunden wurden.

Alle Edeldamen wußten damals mit dem Verbandzeug gut genug umzugehen, das gehörte mit zur besseren Erziehung.

Etliche Verwundete des Feindes waren auf dem Vorlande unter den Weiden liegen geblieben, sie schrien um Hülfe, es war aber unmöglich, ihnen in der Nacht beizustehen. Wirich ließ ihnen Brod und Wein hinunterwerfen und sorgte auch dafür, daß seine Leute mit Speise und Trank kräftig gelabt wurden. In

dieser Beziehung hatte Frau Schatz Regine ihre Anordnungen mit vorzüglicher Umsicht getroffen, von dem besten, stärksten Wein, den ihre Keller hegten, ließ sie reichlich an die Vertheidiger ihres Hauses ausschenken.

Indessen war das Gewitter ganz heraufgekommen, und gerade als die ersten Tropfen fielen, bemerkte man oben auf dem Buchenberg, wo Amtmann Buckelorum mit seiner Mannschaft im Versteck stand, ein mächtiges Feuerzeichen. Das war keins der verabredeten Signale und man wußte im Werder nicht, was der treue Mann dadurch kundgeben wollte. Es war, als ob ein riesiger Holzstoß angezündet worden wäre. Aber der Regen fiel stärker und bald rauschten unter heftigem Donner und Blitz so gewaltige Regenströme nieder, daß nicht nur die Pechfackeln und Pechkränze im Werder erloschen, sondern daß auch die große Lohe auf dem Buchenberge wie ein kleines Licht ausging.

Von dem Feinde, der sich nach des Merenberger's Ansicht zwischen dem Werder und dem Buchenberge befinden mußte, oder doch befunden haben mußte, war nichts zu hören und nichts zu sehen.

Nach einer starken Stunde erst hatte es abgewettert, ein ziemlich heftiger und frischer Wind blies über die Unstrut herauf und zerriß die dunklen Wolken,

zwischen denen sich wieder einzelne Sterne mit ihrem fahlen Lichte zu zeigen begannen.

Im Hause auf dem Werder begann sich ein Paar Augen nach dem andern zu schließen, das die Angst und Sorge bis dahin wach erhalten, nur Frau Schatz Regine und ihre Töchter gönnten sich keine Rast, sondern gingen, namentlich für die Verwundeten sorgend, hin und her.

Wirich, in löblichster Ausübung seiner Pflicht als Commandant des Werders, hatte sich nach dem Brückenbastion begeben, und trank dort mit den Constablern einige mächtige Kannen Wein leer, immer mit scharfem Auge nach dem jenseitigen Ufer spähend, denn wenn noch ein Angriff zu fürchten war, so mußte er von dort kommen. Der Feind konnte mit seinem geringen Schiffsmaterial in der Nacht den Fluß nicht repassirt haben.

Es kam schon eine gewisse Helligkeit, man konnte von dem Brückenbastion aus einzelne besonders hervortretende Gegenstände am jenseitigen Ufer erkennen.

Da legte sich plötzlich eine leichte Hand auf Wirich's Schulter, er drehte sich um und Magdalene Regine stand vor ihm.

„Guten Morgen, mein Wirich!" sagte sie mit lieblicher Freundlichkeit und bot ihm die Hand.

Die Hand nahm nun der Junker freilich, aber er sagte doch fast derb: „Ei, mein Herz, Ihr solltet doch nicht hierherkommen!“

„Weiß wohl, gestrenger Commandant der Festung Werder,“ entgegnete das Fräulein lächelnd, „aber da doch jetzt Stillstand ist, so dachte ich, es würde Euch angenehm sein, eine Pfeife Taback zu rauchen!“

Sie reichte dem Junker die bis jetzt verborgen gehaltene Pfeife und den Taback.

„Ei! mein allerliebster Schatz,“ rief Wirich erfreut, und nahm die Pfeife, „was seid Ihr doch für ein kluges, kleines Mädchen, daß Ihr so an mich denkt, seid von Herzen bedankt für solche Fürsorge!“

Magdalene Regine machte einen kleinen Knicks und war verschwunden, ehe noch Wirich etwas Weiteres zu sagen vermochte.

Die Constabler und Stückknechte aber standen darum und schmunzelten gewaltig; das hatte ihnen baß gefallen von der kleinen Frau Schatz, und der Ober-Constabler beeilte sich, dem Junker die gestopfte Pfeife mit der Lunte anzuzünden.

Dem Merenberger war es, als ob ihm noch nie eine Pfeife so geschmeckt hätte; die kleine Frau Schatz hatte sicherlich noch ein ganz besonderes Kraut unter den Taback gemischt.

Er vergaß aber dabei seiner Pflicht nicht, sondern fuhr fort, das jenseitige Ufer sorgsam mit scharfen Blicken zu überwachen.

„Ein Reiter, ein Reiter!“ rief er plötzlich.

„Zwei Reiter!“ setzte der Ober=Constabler hinzu, der neben den Junker getreten war.

„Sie kommen gegen die Brücke an!“ sagte Wirich.

„Es ist der Amtmann Buckelorum, strenger Junker,“ erklärte der Geschützmeister bestimmt, „ich erkenne den hohen Rapphengst, den der Herr von Trautenbuhlen aus Aschersleben mitgebracht hat, der Amtmann ritt ihn gestern!“

Im fahlen Morgenlicht ritten die beiden Reiter an das Ufer, sie hielten an der Stelle, wo das Stück der Brücke gestanden, welches die Kaiserlichen in Brand gesteckt, sie ritten auf und ab, endlich mochten sie die Männer auf dem Brückenbastion bemerken; sie riefen, aber die Entfernung war zu groß, man konnte sich nicht verständigen.

Unzweifelhaft aber war es der Amtmann, der getreue Pagel Schwalbe.

Wirich gab sofort seine Befehle, und zehn Minuten später saß er mit dem Befehlshaber zur See, dem jungen Titus Ulrich, auf einem Kahn, und ruderte hinüber. Das war eigentlich seiner Commandanten=

pflicht zuwider, aber er glaubte nicht viel zu wagen, und kaum war er in Gehörweite, so rief Amtmann Buckelorum ihm zu: „Der Feind ist fort, fort über alle Berge!“

„Ihr wißt's bestimmt?“ fragte der Junker da=gegen.

„Ich bin ihm selbst bis zur Wespe gefolgt, meine Leute folgen ihm von Weitem. Wie steht's im Hause? Was macht meine gestrenge Frau?“

„Drei Todte, zwölf Verwundete,“ antwortete Wi=rich, „keiner schwer, die Frau Schatz und die Fräulein befinden sich wohl!“

Der Kahn stieß an's Ufer, Amtmann Buckelorum sprang hinein, schickte seinen Begleiter zurück, und fuhr mit hinüber nach dem Werder; Wirich erfuhr jetzt, daß das große Feuer auf dem Buchenberg angezündet wor=den war, um ihm anzuzeigen, daß sich der Feind in Eile zurückziehe.

Hauptmann Cliesberlin hatte selbst den Rückzug geführt, aber auf dem Wege zahlreiche Verwundete zurückgelassen, welche von den Werder'schen gefangen und später an die Churfürstlichen Truppen abgegeben wurden.

Eine halbe Stunde darauf wimmelte die Unstrut von Kähnen; man fand auf dem Vorland siebzehn

Todte und noch vier schwer verwundete Kaiserliche Reiter; an der Pferdeschwemme lag ein zerschmetterter Kahn und noch sieben Leichen; das war das Werk der beiden Schüsse vom Brückenbastion, namentlich des Karthaunenschusses; wie viel Leichen in dem Wasser der Unstrut selber zuschwammen, das hat sich niemals ganz genau ermitteln lassen. Jedenfalls hatte Hauptmann Cliesberlin bei dem verrätherischen Ueberfall des Werders mehr als vierzig Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt. Vielleicht aber hätte er dennoch einen zweiten Anfall gewagt, wenn er nicht, wie man durch die Verwundeten erfuhr, von der nahen Ankunft churfächsischer Truppen unterrichtet gewesen wäre.

Noch am selben Morgen erhielt man Nachricht, daß die Kaiserlichen von Naumburg aus durch starke Geschwader verfolgt würden, und man erkannte, daß der Werder, zunächst wenigstens, von diesem Feinde nichts zu fürchten hatte.

So hatte Wirich mit gewaffneter Hand den Werder, das Erbe seiner Magdalene Regine, ritterlich vertheidigt und glücklich gerettet! —

Zwölftes Kapitel.

Abschied überall!

„Oft streut hier eine unbekannte Hand
Das erste Frühlingsveilchen auf das Land,
Rothkehlchen nistet hier und singt dazu,
Das frische Gras biegt sanft manch' kleiner Schuh".
(Thomas Gray.)

„Und so ruh ich, vom Zauber umschlungen,
Auf der Vorzeit geweihtem Ort,
Ferne das Horn ist lange verklungen,
Aber im Herzen — da bebt es fort."
(J. Rodenberg.)

Die Wunden heilten bald, welche Cliesberlin's Rache und Begehrlichkeit dem Werder selbst geschlagen, wenige Tage reichten hin, die verbrannte Brücke wieder herzustellen, und das war noch dazu das Hauptstück des Schadens, denn viel längere Zeit brauchten auch die Verwundeten nicht um zu gesunden. Die Todten, drei junge Männer, die glücklicherweise noch unbeweibt waren, erhielten ein ehrenvolles Begräbniß und die Mutter

des Einen sowie die Schwestern des Andern fanden eine lebenslängliche Versorgung auf dem Werder, in dessen Vertheidigung die jungen Leute gefallen; ohne alle Sentimentalität segneten sie den Sohn und Bruder, dessen Tod ihnen eine Versorgung zuwege gebracht, wie sie ihnen sonst schwerlich zu Theil geworden wäre.

Aeußerlich also stand's auf dem Werder ganz so wie sonst, anders aber in den übrigen Besitzungen der edlen Bracken; vier Höfe und drei Mühlen, zwei Schmieden und vier Herbergen waren völlig niedergebrannt, und von dem schönen Dorfe Hohenrode stand nur noch die Kirche und das Hirtenhaus, auch die Kirche war rein ausgeplündert, das ganze Dorf sonst eingeäschert.

Auch in das herrschaftliche Haus Hohenrode hatten die kaiserlichen Reiter die Brandfackel geworfen und die Wohnung des Amtmanns Schwalbe, sowie der Amtshof mit seinen Ställen und Scheunen war niedergebrannt, aber das eigentliche alte Herrenhaus, das Spukhaus hatte den Flammen siegreich getrotzt und stand düster und stattlich wie ehedem unter den mächtigen Tannenbäumen.

Hier waren auch Menschenopfer gefallen, der blutigen Furie, mit welcher eine entfesselte Soldateska immer zu hausen pflegt. Die Einwohner von Hohenrode waren, wie wir schon im vorhergehenden Capitel

gesagt haben, bei ihrem Rückzuge nach dem Werder von den kaiserlichen Reitern angefallen, abgeschnitten und in ihre brennende Heimath zurückgetrieben worden. Mit den Wehrlosen, namentlich mit den Frauen und Mädchen, waren die Reiter Cliesberlin's gräßlich umgegangen; gepriesen wurde von den Geschändeten und Gemarterten das Schicksal Derer, die den Tod zu Anfang durch das Eisen, oder im Feuer gefunden. Vierzehn Männer und dreiunddreißig Frauen und Mädchen hatten an jenem 22. Juni den Tod gefunden, unter ihnen die alte Pelzgrethe, welche von den wüsten Spießgesellen lebendig in die Flammen geworfen worden war, und die Frau des Amtmanns Schwalbe, deren Schönheit ihr entsetzliche Qualen zugezogen, bevor sie von Etlichen, welche noch einiges Mitleid verspüren mochten, niedergeschossen wurde. An zwanzig Personen beiderlei Geschlechts erlagen den Mißhandlungen noch in der nächsten Zeit. Zwei Mütter wurden mit ihren Kindern vermißt, sie hatten die sogenannte Klause eine halbe Stunde von Hohenrode bewohnt, man fand später im Walde ihre gräßlich verstümmelten Leichen an Bäumen aufgehängt, ein grauenvoller Anblick, bei welchem auch den härtesten Männern das Blut stockte. Die scheußlichste Scene bot der unsern Lesern bekannte Lieperhaidenbaum, man fand an demselben zwei Mägde

aus dem Werder, welche zu ihrem Verderben nach Hohenrode gegangen waren, um Verwandte zu besuchen, völlig entkleidet und mit Händen und Füßen an den mächtigen Stamm übers Kreuz angenagelt. Jedes der unglücklichen Mädchen war von mehr als zwanzig Kugeln durchbohrt. Die Mordgier der kaiserlichen Reiter hatte die Opfer der Brutalität zu lebendigen Scheiben gemacht.

Das sind die tiefen Schatten in dem Bilde, das wir von einer Zeit entworfen haben, in welcher die ungebändigte Sinnlichkeit noch wilden Blicks und mit blutigem Fuß in die Kreise des friedlichen Lebens trat; wir mußten, der Wahrheit zur Ehre, auch diese Schatten andeuten und mußten bekennen, daß auch die gerühmte Klugheit der Frau Schatz Regine nicht vermocht hat, diesen glücklichen Winkel des Thüringer Landes vor dem Gräuel und der Verwüstung des furchtbaren Bruderkrieges zu bewahren, denen damals das gesammte Vaterland anheimgefallen.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß Frau Schatz Regine Alles, was in ihren Kräften irgend stand, aufbot, um die Wunden zu heilen, welche der schändliche Ueberfall des Ritters von Oberreuth ihren Unterthanen und Hintersassen geschlagen. Die Todten konnte sie freilich nicht wieder lebendig machen, aber sie hat

als eine rechte Mutter an den Waisen gehandelt und sich der Wittwen und Wunden angenommen mit einer Liebe und Opferfreudigkeit, wie solche nur in dem Wesen einer echten Christin sich zu entfalten vermögen.

Dabei hat sie eine kräftige Stütze gefunden nicht nur in ihren Töchtern, sondern vornehmlich auch in ihrem Schwestersohn, dem Junker Wirich Rübsamen von Merenberg, der sich als ein rechter und würdiger Erbe des Gutes der edlen Bracken vom Werder nicht nur in der Vertheidigung desselben mit gewaffneter Hand zeigte, sondern auch in der unermüdlich treuen Fürsorge für die Unterthanen später erwies.

Der Reichthum des edlen Hauses schwand in diesen Tagen völlig dahin, die Truhen wurden leer und in Leipzig und Naumburg wurden zu ungeheuren Zinsen Summen erborgt, die schwer auf dem Erbe der edlen Bracken lasteten.

Die schöne Esther Maria gab ihren ganzen Mahlschatz, den sie dem Kloster zuzubringen gedachte, „hier ist mein Kloster, ich bin eine Tochter vom Werder!“ antwortete das edle Mädchen, als Junker Wirich abmahnte und dieser selbst sah ohne Murren, ja, mit Freude, die Mitgift seiner Verlobten dahinschwinden.

Der Merenberger war nicht mehr der leichtblütige, übermüthige Junker vom Rhein, als welcher er im

Herbst zuvor nach Thüringen gekommen; er war ein ernster, trefflicher Mann geworden, vor welchem sich in Achtung die Häupter neigten, zu welchem mit Zuversicht die Augen aufblickten, dem sich die Hände, der Hilfe sicher, entgegenstreckten.

Vier Wochen lang saß der Junker auf dem alten Hause in Hohenrode, bis endlich, wenigstens nothdürftig Dach und Fach für die Abgebrannten geschafft worden war, dann erst kehrte er nach dem Werder zurück und überließ dem getreuen Amtmann Schwalbe die Weiterführung des Werkes der Herstellung. Das konnte er mit gutem Gewissen, denn der ehrliche Buckelorum hatte die Trauer um den Tod seiner Frau bald überwunden, obgleich sein Schmerz im Anfang übermäßig heftig gewesen, und sich in die alte Energie hinein gefunden.

Anders war es mit Frau Schatz Regine; erschien die edle Frau auch seit dem Tode ihres Gemahls und ihres Sohnes verfallen im Aeußern, so hatte man doch keine Abnahme der Kräfte an ihr gespürt und nichts hatte ihre gewohnte Thätigkeit unterbrochen. Sie stand auch muthig in dem letzten Sturm und ihre feste, ordnende und doch milde Hand machte sich in erfreulicher Weise überall geltend bei dem Werke der Wiederherstellung. Als aber die letzte Frau vom

Werder ihre Unterthanen alle wieder unter Dach und Fach wußte, als sie die Spuren des Unheils getilgt hatte, soweit das in menschlicher Kraft lag, da konnte sie weder sich selbst, noch den Ihrigen endlich das rasche Schwinden ihrer Kräfte verbergen.

Eine bange Befürchtung kam über den Werder, und Alle, die ihm anverwandt und zugethan. Der Junker von Trautenbuhlen kehrte aus Dresden zurück und brachte einen berühmten Arzt mit; Frau Schatz Regine dankte ihm für seine Sorgfalt, aber sie lächelte bedeutsam, als der Arzt ihr nichts weiter zu verordnen wußte, als Schonung und Ruhe.

Zu Anfang des September vermochte die edle Frau ihr Lager nicht mehr zu verlassen, sie übergab ihre Schlüssel und das ganze Hausregiment ihrer jüngeren Tochter Magdalene Regine, die dasselbe im Sinne und Geiste der Mutter fortzuführen bemüht war, was große Schwierigkeiten bot, da die einst so reichen Mittel des Hauses sehr schmal geworden waren.

Frau Schatz Regine war übrigens selten allein, ihre ältere Tochter Esther Maria verließ sie fast niemals, jeden Nachmittag aber brachten Pastor Röder, Pater Titzmann und der Junker von Trautenbuhlen in ihrem Zimmer zu.

Ernster und erbaulicher Gespräche pflogen die vier,

der ehrliche Salzjunker aber hörte andächtig zu, denn er hatte wieder Staub auf den Lippen, und seit seiner Rückkehr von Dresden wochenlang kein Wort gesprochen. Er brütete über einem Plan für sich, denn selbst Magdalene Regine und ihr verlobter Bräutigam, die doch noch zuweilen einen Ton jugendlicher Heiterkeit anschlugen, der auch bei den Andern öfter Anklang fand, vermochten dem von Trautenbuhlen keine Rede abzugewinnen.

Endlich, just am Michaelistag, gab der von Trautenbuhlen ein Zeichen seiner Theilnahme. Er ging dem Merenberger nach in den kleinen Gaden, wo er mit ihm allein war, weil dort jetzt nur selten noch Jemand weilte, und sagte stockend und kurz: „Habt mich sehr gekränkt, Vetter, habt Geld aufgeborgt zu schrecklichen Zinsen und habt doch gewußt, daß die von Trautenbuhlen nicht umsonst die goldnen Byzantiner im Wappen führen, hier sind Eure Verschreibungen auf das Haus und das Gut vom Werder!"

Er legte dem erschrockenen Merenberger die Schuldverschreibungen in die Hände, sie waren quittirt und halb durchgerissen.

„Aber —"

Er wollte Einwendungen machen, aber mit nassen Augen sprach der ehrliche Salzjunker: „Unsre Frau

Schatz wird bald sterben, Sie geht in's Kloster — Sie, war bei ihm immer Esther Maria — Ihr heirathet die Base Magdalene Regine, wem soll ich's also geben, als Euch? Bin ein alter Junggesell, Vetter, der Letzte meines Namens und Wappens, das Geschlecht von Trautenbuhlen wird mit mir begraben. Gott segne Euch, Vetter, und erhalte das alte Haus auf dem Werder!"

Damit ging der Salzjunker davon, Wirich aber wußte wirklich nicht gleich, worüber er sich mehr wundern sollte, ob über die großmüthige Schenkung, oder über die lange Rede des von Trautenbuhlen. Glücklicherweise kam ihm seine Verlobte zu Hülfe, die ihn suchte, er theilte ihr mit, was soeben geschehen und herzliche Dankbarkeit hat die Schenkung des Junkers gefunden. Auch für Frau Schatz war das eine freudige Kunde, es waren seit vielen Jahren keine Schulden auf dem Werder gewesen und es that ihr doch wohl, daß sie das Erbe der edlen Bracken nun doch unbeschwert hinterlassen durfte.

Als draußen der Herbstwind über die Stoppeln blies und das bunte Laub von den Bäumen streifte, wurde Frau Schatz immer schwächer, sie rüstete sich zum Abschied. Ueberall in den Dörfern jener Gegend, in den Edelhöfen und in der einsamen Schmiede, in

den Pfarrhäusern und in der schlichten Hirtenwohnung sprachen die Leute von Frau Schatz Regine und von ihrer gottseligen Vorbereitung zum Tode.

An Sanct Hedwig, am 15. October, nahm Frau Schatz Regine aus den Händen des Pastor Röder das heilige Abendmahl in Gegenwart aller Diener des Hauses und mit ihr nahmen es nicht nur Magdalene Regine und ihr Wirich, sondern auch Esther Maria und ihr bis dahin katholischer Beichtvater Titzmann. Das Sterbebett der Mutter hatte die Tochter zu dem evangelischen Bekenntniß geführt und mit ihr den Beichtvater.

Es war eine tief ergreifende Stunde, in welcher die Einheit im Bekenntniß aller dieser in treuer Liebe innig verbundenen Menschen also besiegelt wurde.

Nach Empfang des heiligen Abendmahls aber ließ Frau Schatz Regine ihre Tochter dem Merenberger durch Pastor Röder antrauen.

So bestellte Frau Schatz Regine ihr Haus, bei großer Schwachheit des Leibes, aber völliger Klarheit des Geistes, immerdar eifrig dankend in Gebeten, für all' die Güte und Barmherzigkeit, die ihr Gott zu Theil werden lasse. Zwei Tage nach diesen feierlichen Handlungen fühlte sich Frau Schatz Regine wieder etwas kräftiger, sie ließ den Amtmann Schwalbe

rufen, den sie überhaupt öfter um sich hatte, und ertheilte ihm geheime Befehle; dann besprach sie ihre Beerdigung mit dem Vetter von Trautenbuhlen, dem vielleicht zum ersten Male in seinem Leben die Anordnung eines Leichenzuges keine Freude machte, und ihm befahl sie auch, daß er ihr die Gruft neben ihrem seligen Herrn rüsten lasse, aber auch treu dafür sorge, daß ihr Sarg aufrecht gestellt werde, so lange ihr Sarg aufrecht bleibe in ihrer Gruft, werde auch das Heil und Glück des Werders aufrecht bleiben. —

Sie hatte vorher mit den beiden Geistlichen gesprochen und deren Erklärung gefordert, ob in diesen Wünschen etwas gegen den christlichen Glauben oder die gute Sitte sei, als diese das Beide verneint, heischte sie die Erfüllung, die ihr denn auch Herr von Trautenbuhlen mit einem Handschlag zusicherte.

Ein Walderdorff, ein Ahnherr der edlen Frau, hatte sich also begraben lassen, und weil dessen Andenken in Segen gewesen und geblieben, mochte Frau Schatz Regine auf den Gedanken gekommen sein, diesem Ahnherrn in solchem Punkt nachzuahmen. In recht frauenhafter Weise sorgte sie für die sichere Erfüllung dieses Wunsches.

Nach diesem unterhielt sich Frau Schatz Regine heiterer und kräftiger als in der letzten Zeit mit ihren

Freunden und Kindern, welche an ihrem Bette versammelt waren.

Etwa eine Stunde vor Mittagläuten mochte es sein, als Frau Schatz mit hellem Lächeln den treuen Amtmann Schwalbe grüßte, der ihr durch ein Zeichen kund gab, daß alle ihre Befehle erfüllt.

Es war nämlich seit mehreren Tagen schon allen Werder'schen kund gemacht, daß Frau Schatz Regine von ihnen selbst Abschied nehmen wolle, vor ihrem Scheiden aus diesem Leben, und daß der Amtmann rothe Fahnen auf allen Giebeln des Herrenhauses und auf dem Brückenbastion bei Tage ausstecken wolle, wenn es zum Abschied käme; bei Nacht aber sollten doppelte Laternen ausgehängt werden. Seit acht Tagen nun harrten schon an allen passenden Orten Ausspäher, welche den Werder auch nicht eine Stunde aus den Augen ließen. Heute hatte Frau Schatz dem Amtmann befohlen, den großen Gaden zum Abschied zu rüsten.

Zwei Stunden hatten hingereicht, die ganze Hintersassenschaft von Haus Werder zu versammeln; es kamen Alle, die ältesten Greise wie die kleinsten Kinder, welche ihre Väter oder Mütter auf den Armen trugen. Viele aus andern Dörfern hatten sich beigesellt, denn die Trauer um die edle Frau ging weit über die

Grenzen ihrer Besitzungen hinaus. Der Werder wimmelte von Menschen, und doch herrschte in allen Räumen die tiefste Stille. Ein leises Weinen, ein unterdrücktes Schluchzen und schweres, ängstliches Athmen, waren die einzigen Laute, die man vernahm.

Alles, was zum Werder gehörte, ließ der Amtmann in den großen Gaden treten, die Andern mußten sich in der Portalhalle aufstellen, und die Menge stand Kopf an Kopf, sie füllte die Corridore, Treppen, und stand dicht gedrängt auch noch vor dem Portal auf dem Platz um die Fontaine bis zum Brückenbastion.

Der Junker von Trautenbuhlen ließ eine reichliche Spende von Brod und Bier vertheilen, welches er in Laucha, Nebra und Naumburg hatte kaufen lassen; was die junge Frau von Merenberg mit großer Dankbarkeit erfüllte, denn Frau Magdalene Regine war schwer in Sorge gewesen um Aufrechthaltung der alten guten gastfreien Sitte, und war doch außer Stande, dieselbe aus ihren eigenen Mitteln zu wahren.

Als Frau Schatz erfahren, daß Alle versammelt, da sprach sie heiter: „Nun, Wirich, mein lieber Sohn, und Ihr, mein Vetter von Trautenbuhlen, tragt mich hinunter in meinem Bette, auf daß ich alle die Meinigen noch ein Mal zum Abschied begrüße!"

Da huben sie das Bett auf, Wirich und Trauten-

buhlen faßten am Kopfende, der Amtmann Schwalbe und der junge Titus Ulrich am Fußende an, und trugen die edle Frau also hinab.

Die beiden Geistlichen gingen voran, die Töchter, Frau Magdalene Regine zur Rechten, Fräulein Esther Maria zur Linken, gingen, jede eine Hand der Mutter haltend, nebenher, hinterher wandelten mit bethräntem Antlitz und leise schluchzend, die drei ältesten Leib- und Gürtelmägde, Kerstine, Mette und Thilde, hinter diesen aber gingen die Greise der Hausdienerschaft, Sander, Seger und Seifert, denen sich Steffen Sybel, der Knecht des Merenbergers, angeschlossen hatte.

Auf der Treppe, die ins Portal hinabführte, kamen die Müller und Schmiede und Schenken, die Lehnsträger des Hauses, und baten so herzlich die gestrenge Frau weiter tragen zu dürfen, daß man ihnen nachgeben mußte. Nur die Töchter ließen die Hände der Mutter nicht.

Frau Schatz Regine grüßte überall hin mit hellen Augen und rief auch wohl Einen oder den Andern beim Namen.

Als die Träger nun in den großen Gaden kamen, brachen die Frauen und Mädchen und Kinder in lautes Weinen aus und waren auch nur wenige Männer im

Saale, deren Augen trocken blieben. Viele drängten sich herzu und küßten die herabhängenden Leintücher und Kissendecken.

„Ihr werdet mir mein Sterbestündlein noch schwer machen durch Eure große Liebe!“ sagte Frau Schatz leise, und helle Thränen rannen über ihre Wangen.

Sie trugen das Bett der edlen Frau durch die mit Fahnen und ritterlichen Waffen geschmückte Pfeilerreihe und setzten es sanft auf der Estrade am oberen Ende des Saales nieder. Die Töchter rückten der Mutter die Kissen herauf, so daß sie aufrecht saß, Esther Maria schlang ihren linken Arm um den Nacken, um sie zu stützen, Wirich und seine Gemahlin standen am Kopfende, die beiden Geistlichen und der Amtmann am Fußende des Bettes, welches mit der Länge dem Saale zugewandt war, während die alten Diener und Dienerinnen sich hinter dem Bett auf der Estrade aufstellten.

Es war eine tiefe Stille in dem weiten Prunkgemach, leise weheten die schwer herabhängenden Fahnentücher über der Kopf an Kopf gedrängten lautlosen Versammlung.

Auf einen Wink der edlen Frau betete der Pastor Röder das Vaterunser und die Worte leise nachsprechend betete die Versammlung mit.

Laut und kräftig sagte Frau Schatz Regine „Amen!“ und sprach dann Allen vernehmlich: „Ich danke dir, mein Gott, daß du mir auch diesen meinen letzten Wunsch auf Erden noch erfüllet hast; ich will hiermit den Unterthanen vom Werder sämmtlich eine gute Nacht sagen und sie dem allmächtigen Gott befehlen, dem ich sie allezeit von Grund meines Herzens bis auf diese Stunde befohlen habe, also von Herzen, als meinen eignen Leib, als meine eignen Kinder, die ich unter meinem Herzen getragen habe, daß der getreue Gott sie gnädiglich behüten wolle an Leib und Seele, und ihre Herzen und Thun allzeit regieren durch sein Wort und Geist. Da ich aber nun, ihr meine lieben Kinder, meinen Abschied auch von Euch nehme, so kann ich Euch auf Geld und Gut nicht weisen, ich weise Euch aber auf Gott —“

Frau Schatz hielt plötzlich inne.

Eine bange Secunde.

Das Haupt der edlen Frau sank schwer zur Seite, Esther Maria drückte es sanft an ihre Brust.

„Die Mutter stirbt!“ rief Frau Magdalene Regine und faßte vortretend die Hand.

Frau Schatz Regine lächelte ihr Kind verklärt an, dann senkten sich sanft und müde die langen Wimpern,

die Augen schlossen sich und mit einem leisen Seufzer entfloh das Leben.

So starb die Frau vom Werder unter den Händen, in den Armen ihrer Töchter, umgeben von allen ihren Unterthanen.

Esther Maria hielt die todte Mutter fest an ihr Herz gedrückt, Frau Magdalene Regine kniete vor dem Bett und bedeckte die Hände der Mutter mit Küssen und Thränen.

Pastor Röder erhob die Hände zu einem Segensspruch, aber Thränen erstickten seine Stimme und wenn er auch zu reden vermocht hätte, man würde doch kein Wort vernommen haben, denn jetzt brach der lange und mühselig verhaltene Schmerz der Versammlung in eine laute Wehklage aus, die mark- und beinerschütternd durch die hohe Halle zeterte, sich nach draußen fortpflanzte und ein langer, anhaltender Jammerruf wurde.

Ihrem Schmerz und ihren Thränen ließen Alle freien Lauf, aber die Frauen und Mädchen drängten sich heran, besonders die Wittwen und die Waisen, um ihrer Herrin und Wohlthäterin im Tode nahe zu sein, wie sie ihr im Leben nahe gewesen.

Mit männlicher Fassung redete Junker Wirich einige Worte zu den Versammelten und bat sie, den Saal zu verlassen; das erinnerte den Herrn von Trautenbuhlen

an die Befehle, welche ihm Frau Schatz Regine ertheilt und nun rief er mit starker Stimme: „Ihr guten Leute vom Werder, allesammt, alt und jung, es ist der Wille der nunmehr seligen Frau Schatz Regine, daß ihr von heute ab am dritten Tage in der siebenten Stunde des Abends allhier zusammenkommen sollt und Euch versammeln an ihrem Sarge, ein kurzes Gebet sprechend zu ihrem Gedächtniß, das ist der Wille der seligen Frau Schatz Regine!“

Auf diese Anrede des Salzjunkers verließen die Leute weinend und klagend den Saal und trugen ihren Schmerz und ihren Kummer heim in ihre Häuser.

Weit ins Land ging die Klage um den Hintritt der edlen Frau vom Werder.

Wirich aber und Trautenbuhlen, der Amtmann und Titus Ulrich trugen das Bett über die Treppe wieder hinauf in das Schlafgemach und die Töchter blieben allein mit ihrem Schmerz bei der Leiche der Mutter bis an den Abend.

In weiser Berücksichtigung der Bedrängniß ihres Hauses und der schrecklichen Noth der Zeit, hatte Frau Schatz Regine dem von Trautenbuhlen streng befohlen, ihr ein einfaches Begräbniß zu veranstalten, den Adel nicht zu einem Leichenmahle zu laden und ihre Leiche Abends in der Stille vom Werder nach der Kirche

hinüber zu führen; die Unterthanen aber sollten mit Speise und Trank reichlich versehen werden.

Wirich und Trautenbuhlen ließen den Tod der gestrengen Frau Schatz Regine dem benachbarten Adel, dem hochwürdigen Domkapitel in Naumburg, den Bürgermeistern und Rathmannen der umliegenden kleinen Städte, mit denen die edlen Bracken vom Werder stets im besten Einvernehmen gestanden, durch einen sogenannten Partezettel, von welchem ein Exemplar noch vorhanden ist, kund thun, welchem sie zugleich die Bemerkung beifügten, daß die heimgegangene Frau „in Ansehung der großen Landeskalamität und des dem Werder zugestoßenen, neuerlichen schweren Schadens, ein stilles Begräbniß verfügt habe."

Da zeigte sich nun, wie viele Liebe und Achtung die selige Frau genossen bei ihrem Leben erst recht nach ihrem Tode, und zugleich auch die naive Freundlichkeit, mit welcher damals im deutschen Lande nachbarliche Verhältnisse geachtet und geehrt wurden. Alle wollten dem Hause Werder ein Zeichen ihrer Theilnahme geben, und obgleich die Noth groß war überall, und auch die Reichsten selbst oft in großer Bedrängniß sich befanden, so meinte doch Jeder dem Werder zu Hülfe kommen zu müssen nach seinen Kräften. Sie wußten Alle, daß das Begräbniß der edeln Frau, und wenn

es noch so still und einfach begangen werde, doch ein standesgemäßes sein müsse, und großen Aufwand erfordere.

Da schickte ein edler Rath der Stadt Naumburg ein Faß Wein, das hochwürdige Domkapitel fünfzig Gulden meißnischer Münze „zur Vertheilung an die Armuth beim Begräbniß zum christlichen Gedächtniß der seligen Frau". Von Freiburg kam der alte Hans Rawald mit einer Gabe von geräuchertem Fleisch und gedörrten Fischen von Seiten der Bürgerschaft, er selbst aber brachte ein Fäßlein edeln Weines aus seinen eigenen Mitteln dar. Das Städtlein Laucha, obwohl ganz ausgesogen durch die Kaiserlichen, spendete doch vier Tonnen Bier aus seiner Armuth. Der edle Herr Rudolf Levin Marschall, der Erbmarschall von Thüringen, ließ durch seinen ältesten Sohn ein Faß Wein nach dem Werder bringen; es war kein Edelhof rings, welcher nicht seine Liebe und Verehrung für die heimgegangene Frau, nach der naiven Sitte der Zeit, durch ein Geschenk an Lebensmitteln, oder Geld, oder sonst Nützlichem bethätigt hätte. Es ist uns noch ein köstlicher Brief einer verwittweten Frau von Erffa aufbehalten, welcher an den Junker Wirich gerichtet ist. Die edle Frau klagt darin bitterlich, daß es ihr bei eigenem Unvermögen nicht möglich sei, dem Werder zu Hülfe zu kommen, obwohl sie grade große Schuld der Dank-

barkeit gegen die selige Frau Schatz abzutragen habe, sie sende aber ihren Leinenvorrath, daß derselbe zu der Frau Schatz Ehren an deren Begräbnißtage an die zwölf ältesten Frauen zu Hemden vertheilt werde. Das war so recht das Scherflein der Wittwe!

Alle diese Gaben der Liebe und Verehrung wurden im Werder ganz mit derselben Freundlichkeit und Herzlichkeit angenommen, mit welcher sie gegeben wurden. Es war eben die Zeit noch nicht ganz vergangen, in welcher sich die Menschen aller Stände noch nicht von einander abgeschlossen hatten, sondern sich menschlich näher traten zu gemeinsamer Hülfe.

Am Morgen des Begräbnißtages selbst kam auch die Wirthin zum wilden Mann in Naumburg auf dem Werder an, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit funfzig großen, frisch gebackenen Weißbroden, und erklärte, sie habe Jahre lang schönen Verdienst von den Leuten der Frau Schatz gehabt, auch sei sie reich genug, daß sie das wohl ertragen könne.

Jene Zeit nahm und gab noch gern Geschenke, sie kannte das beinahe krankhafte Gefühl noch nicht, welches fast jedes Geschenk mit ängstlicher Verlegenheit bietet und mit einer Beschämung annimmt. Man nannte damals noch ein Geschenk eine „Verehrung", man bezeigte durch ein Geschenk wirklich seine Ver-

ehrung und der Beschenkte fühlte sich geehrt. Man rechnete auch ganz naiv auf Geschenke bei bestimmten Gelegenheiten, und wußte andererseits auch, daß Geschenke erwartet wurden. Man nahm und gab gern, und das war schön.

Wir wissen allerdings wohl, daß dieses Geschenke geben und nehmen auch zu allerlei schlimmen Dingen führte, namentlich zu Bestechungen im Amt, doch war das eigentlich eine Ausartung, die erst in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege überhand nahm, und auch da müssen wir uns sehr hüten, den Männern Unrecht zu thun, von denen wir lesen, daß sie Geschenke angenommen. Es war auch noch in spätern Tagen vieles wirklich nur eine „Verehrung," was wir nach unsern modernen Begriffen als eine „Bestechung" anzusprechen pflegen. Erst mit Ausbildung büreaukratischer Formen, zu Ende des siebenzehnten und im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, entartete das Geschenkenehmen zu einer Art von Bestechungssystem, das allerdings große Uebelstände mit sich führen mochte, sicherlich aber, bei aller Verwerflichkeit, nicht in dem Maße verderblich wirkte, wie man jetzt glaubt, weil man nur die Nachrichten von besonders schlimmen Fällen vor Augen hat und dieselben gesondert von der ganzen Sitte der Zeit betrachtet.

Im Werder fühlte man sich durch die von allen Seiten einlaufenden, reichen Gaben ebenso geehrt als erquickt, man hatte das Bewußtsein, daß man reichlich gegeben, so lange man hatte, daß man also aufrichtig nehmen durfte, nun es fehlte.

„Oh, wie viel Liebe hat unsere Mutter gehabt!" sagte Frau Magdalene Regine zu ihrer Schwester, so oft Wirich kam und wieder eine neue Gabe meldete.

So war denn der Begräbnißtag der Frau Schatz Regine gekommen, und nun zeigte es sich, wie hochnöthig alle diese Gaben der Liebe gewesen, denn vom frühen Morgen an wimmelte es von Menschen auf dem Werder, denen nach Sitte der Zeit Speise und Trank reichlich dargeboten werden mußte.

Es war ein trüber und rauher Oktobertag, es windete und regnete abwechselnd, und es fing heftig an zu stürmen, als der Abend einbrach.

Pastor Röder sprach in dem Ahnensaal vor dem offenen Sarge der heimgegangenen Schloßfrau ein kurzes Gebet, dann sangen alle Anwesenden das Lieblingslied der Frau Schatz Regine: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort ꝛc.," denn so hatte sie es gewünscht, und gingen dann einzeln oder paarweise an dem Sarge vorüber, um das Antlitz der edeln Frau noch ein Mal zu sehen.

Frau Schatz Regine lag prächtig geschmückt in ihrem Brautkleide im Sarge, das Ueberschlagmäntelchen von starrer Purpurseide war handbreit mit goldenen points d'Espagne besetzt; die Hände lagen ineinander gefaltet auf der Brust; still und friedlich wie das einer sanft Schlummernden war ihr Antlitz. In den gefaltenen Händen hielt sie ein goldenes Kästlein mit einer grauen Locke des seligen Obristwachtmeisters, und einer braunen ihres vorangegangenen Sohnes.

Die Leute verließen, als sie die heimgegangene Herrin also still noch ein Mal begrüßt, leise den Saal, und zogen mit ihrer Trauer hinaus aus dem Hause, wobei sich Alle wohl hüteten, die Schwelle mit dem linken Fuß zuerst zu überschreiten, denn solche Unordnung hätte die Ruhe der Seligen im Grabe gestört.

Im Gelaggaden wurde nun der Sarg im engeren Familienkreise geschlossen. Frau Magdalene Regine deckte die Mutter mit einem großen seidenen Kissen, welches den ganzen Sarg dicht ausfüllte, weil der Sarg in der Gruft aufrechtgestellt werden sollte. Junker Wirich schlug die Nägel in den Deckel, und Fräulein Esther Maria breitete die mit dem Wappen in Silber gestickte schwarze Sammetdecke darüber, dann standen sie bei einander eine Weile im stillen Gebet.

Um neun Uhr begann die große Schloßglocke zu läuten, die Glocken auf dem Kirchthurm drüben antworteten, und das Geläut von allen Kirchen in der Umgegend fiel ein. Weithin durch das Thüringer Land läuteten die Glocken zum Gedächtniß der Frau Schatz, es ging an beiden Ufern der Unstrut aufwärts. Das mächtige Geläut der berühmten Glocken in der Stadt Laucha schien all' die kleinen Glocken aufzuwecken. Bis weit hinein in die güldene Aue wurde der Frau Schatz Regine die Todtenglocke geläutet; die von Witzleben auf dem hohen Wendelstein, auf dem rothen und blauen Hof in Wolmirstädt und Roßleben, die von Werthern auf Donndorf und noch weiter hinauf die von Eberstein zu Gehofen und viele andere Junker hatten, ohne Verabredung unter einander, das Geläut angeordnet.

Als das Geläut begann, wurde der Sarg durch acht Knechte des Hauses in Trauermänteln aufgehoben und hinausgetragen, der von Trautenbuhlen mit vier Knechten, welche brennende Fackeln trugen, ging voraus, acht Fackelträger gingen auf beiden Seiten neben dem Sarge her, vier auf jeder Seite. Wirich folgte mit den Töchtern, und dann die Hausdienerschaft paarweise. Amtmann Schwalbe schloß den Zug.

Es war Nacht als der Leichenzug das Portal ver-

ließ, der Sturm heulte um das liebe alte Haus auf dem Werder, die großen Platanen stöhnten im Druck des Windes, die Fackeln sprühten rothe Funken, auf=flatternd schrieen die Raben und Dohlen.

So ging der Zug schweigend um das Haus herum, nach der sogenannten Wasserthür, wo die Anlände war.

Der Sturm sauste heulend herauf über den Spie=gel der Unstrut, er peitschte denen, die aus der Pforte heraustraten, einzelne Regentropfen in's Gesicht und die Wogen der Unstrut schlugen klatschend an die An=lände, kein Stern am Himmel, aber durch das hohle Brausen des Sturmes mächtig erklingend der Trauer=glocken feierlicher Hall.

Als der junge Titus Ulrich, welcher am Steuer der großen Gondel, von deren Mast die Trauerfahne flatterte, stand, den Sarg in Empfang genommen hatte und die Leidtragenden eingetreten waren in das Schifflein, welches gewaltig schwankte, da sah man plötzlich eine ganze Reihe von rothglühenden Punkten sich loslösen vom rechten Ufer, welche trotz des hefti=gen Windes sich rasch näherten und die Gondel, welche zehn Ruderer hatte, auf beiden Seiten begleiteten.

An dreißig Kähne fuhren so der Gondel nach, jeder hatte zwei Ruderer und einen Fackelträger, ebenso

bemannt waren die Kähne, in welchen die Hausdienerschaft überfuhr.

Das war eine Anordnung des ehrlichen Salzjunkers, welcher sich doch nicht hatte entbrechen können, auf diese Weise wenigstens das befohlene stille Begräbniß seiner heimgegangenen Verwandtin zu schmücken.

Wirich hatte ihm das gestattet, überzeugt, daß eine solche Anordnung nicht gegen den Willen der seligen Frau Schatz verstoße; hätte er den Sturm vorhersehen können, so würde er's wahrscheinlich untersagt haben, denn wenn auch die große Gondel keine Gefahr lief, so war das doch mit den leichten Kähnen etwas Anderes; er war nicht ohne Befürchtung, doch getröstete er sich der Geschicklichkeit der Leute und ihrer genauen Kenntniß des Flusses.

Uebrigens bot der Fluß mit diesen Kähnen und Fackeln in Nacht und Sturm einen wirklich ergreifenden Anblick, dennoch freute sich Wirich, als die Gondel landete und die Kähne nun, ohne daß sie einen Unfall erlitten hatten, in langer Reihe neben ihr anlegten, wozu der von Trautenbuhlen schon vorher hatte Kettenpfähle einschlagen lassen.

Die Fackelträger bildeten Spalier bis zur Thür der Kirche, deren Fenster hell erleuchtet waren, als der Sarg aus der Gondel heraufgetragen wurde.

Nun aber wurde den Leidtragenden eine Ueberraschung zu Theil, von der auch Wirich vorher keine Kunde gehabt, um welche nur der Junker von Trautenbuhlen gewußt.

Es kamen nämlich dem Sarge entgegen der ritterliche Erbmarschall von Thüringen Herr Rudolf Levin Marschall von Herrengosserstädt mit seinem Sohne und vielen Herren vom thüringischen Adel, alle in Trauer; eine Abordnung des hochwürdigsten Domkapitels von Naumburg; Abordnungen von den Städten ringsum, Offiziere von den churfächsischen Truppen, welche zur Zeit im Stift Naumburg standen, und von fernher sogar der Kanzler und zwei Räthe der Grafen von Mansfeld. Alle in tiefer Trauer.

Solch ein stattliches Gefolge geleitete den Sarg der Frau Schatz Regine zur Kirche.

Die Kirche aber war dicht gefüllt, denn keine Seele aus dem Werder war nach Hause gegangen, sondern alle waren vom Sarge weg nach der Brücke gelaufen, „um," wie eine alte Hirtenfrau sagte, „bis zuletzt bei der lieben gestrengen Frau zu bleiben."

Als der Sarg vor dem Altar niedergesetzt wurde, sang die Versammlung das schöne Lutherlied:

Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin
In Gottes Wille.

Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
Sanft und stille,
Wie Gott mir verheißen hat,
Der Tod ist mein Schlaf worden.
Das macht Christus,
Wahrer Gottes Sohn,
Der treue Heiland,
Den Du mich, Herr, hast seh'n lah'n
Und machst bekannt,
Daß er sei das Leben und Heil
In Noth und Sterben.

Darauf betrat der Pastor Röder die Kanzel und hielt eine kräftige Predigt, welche wir noch haben, denn der ehemalige Pater Titzmann hat dieselbe nach Röder's Tode mit etlichen andern Casualreden seines verewigten Freundes im Jahre 1656 zu Leipzig in Druck gegeben. Es ist eine Musterleichenpredigt, frei von den Schmeicheleien, die sich nur zu häufig in solchen finden, aber voll Liebe und Verehrung.

Eigenhändig ließen die edlen Herren, die zugegen waren, den Sarg hinab in das Grab, Wirich und Trautenbuhlen sorgten dafür, daß er aufrecht gestellt wurde, so wie es Frau Schatz Regine befohlen; sie brauchten das Grab nicht zu schaufeln, denn in langer Reihe zogen die Werder'schen vorüber und Jeder warf etliche Hände voll Erde hinab, so daß das Grab gefüllt wurde mit Liebe. Es war keine Hand vom Werder, auch die kleinste nicht ausgenommen, welche

nicht mit frommer Andacht der Frau Schatz Regine einen solchen letzten Dienst erzeigt hätte.

Wirich und Trautenbuhlen deckten die Schlußplatten auf die Gruft und erklärten sie für geschlossen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Dann wurde gesungen Valerius Herberger's todesfrohe Hymne:

Valet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt,
Dein sündlich, böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steht mein Begier;
So wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier!

Nach dem Segen verließ die Versammlung die Kirche, der Organist aber spielte die Orgel weiter, die Melodie jenes christlichen Triumphliedes, den Sieg über den Tod feiernd, und der brausende Schall der Orgel mischte sich mit dem Grollen und Heulen des Sturmes und dem lauten Rauschen der Unstrut.

Während des Gottesdienstes war der Sturm so gewachsen, daß Junker Wirich Allen verbieten ließ, die Kähne zu besteigen; er selbst kehrte mit seiner Gemahlin und Esther Maria auf dem weiten Umwege über die Brücke oben heim nach Haus Werder. Fast Alle

aber, die nicht auf dem linken Ufer des Flusses blieben, gaben ihm das Geleit bis über die Oberbrücke, oder auch bis zur Schloßbrücke.

Es war eine wilde Sturmnacht, in welcher Frau Schatz bestattet wurde, gegen Morgen brach ein heftiger Windstoß die Stange der Trauerfahne auf dem östlichen Flügel und warf dieselbe in die Fontaine vor dem Portal, was die Leute als einen sehr bedenklichen Vorfall betrachteten und als solchen sorgfältig aufzeichneten. Man konnte ihn gut genug auf spätere Vorfälle deuten.

So haben wir die Geschichte von Frau Schatz Regine zu Ende gebracht und könnten Abschied von dem Leser nehmen, wenn wir nicht das Gefühl hätten, daß es ihm lieb sein würde noch einige Auskunft über das fernere Schicksal der in dieser, in allen ihren Hauptzügen wahrhaften, Erzählung vorkommenden Personen, zu erhalten. Wir wollen solche Auskunft ertheilen, so weit uns die vorhandenen Nachrichten das möglich machen.

Wir fangen mit den untergeordneten Personen an.

Die „wilde Frau" muß ziemlich alt geworden sein, ihr Grabstein mit der Jahreszahl 1669 befand sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Kirche zu Balgstädt, einem Dorfe bei Naumburg, wohin sie sich in

ihren letzten Lebensjahren zurückgezogen haben mag. Ihr Gasthof, zum wilden Mann, hat bis vor kurzer Zeit in Naumburg noch geblüht, ob heute noch, ist uns nicht bekannt.

Daß sie auch später noch in freundlichem Verkehr mit der Herrschaft auf Haus Werder gestanden, das ergiebt sich aus etlichen „item“ in dem Rechnungsbuche der „Neuen Frau Schatz“ oder der „Merenbergerin“ wie sie meist genannt wurde. In demselben heißt es: „item, der Alten im wilden Mann ein Gulden meißnisch für Schuhschnallen“, solcher Posten finden sich mehrere, vermuthlich besorgte die wilde Frau dergleichen Dinge für die Herrschaft im Werder.

Von unserm Freunde, dem getreuen Amtmann Pagel Schwalbe, genannt Buckelorum, finden wir zu unserer Betrübniß keine Spur mehr in den uns überlieferten Papieren und Schriften; vermuthlich ist er seiner Herrin bald in den Tod gefolgt, denn schon im Jahre 1649 erscheint als ein „Amtmann des von Merenberg auf Werder“ in einem Kaufcontract ein sichrer Josias Füller, von dem wir aber weiter nichts erfahren, obwohl sein Name noch öfter vorkommt. Vom Jahre 1656 an begegnet uns ein alter Bekannter als Amtmann zu Hohenrode, nämlich Steffen Sybel; es ist das ohne Zweifel der immer mürrische Knecht, mit

welchem Junker Wirich einst zu Naumburg im wilden Mann eintritt, den er mit nach dem Werder brachte. Dieser Amtmann Steffen Sybel muß sehr alt geworden sein, denn wir finden seinen Namen noch 1687; nach ihm stoßen wir auf einen Wirich Sybel, wir halten ihn für einen Sohn des alten Steffen, bei welchem der Freiherr Gevatter gestanden und ihm seinen Namen gegeben haben wird. Dieser Wirich Sybel war ein studirter Jurist und hat in Ansehen gestanden, denn auch das Naumburgische Domcapitel bediente sich seiner Feder bei etlichen Geschäften von Bedeutung. Auch besitzen wir von ihm einige Leichencarmina verschiedener Standespersonen, die freilich keine besondere Begabung für die Dichtkunst verrathen, dafür aber mit gelehrten Citaten desto reichlicher gespickt sind. So mag denn der mürrische Steffen Sybel noch in der gelehrten Laufbahn seines Sohnes einen Trost für die fehlgeschlagene eigne gefunden haben.

Von dem ehrlichen Freisassen zu Aschersleben und Salzjunker zu Halle, Herrn Johann Christoph von Trautenbuhlen, erfahren wir mehr. Er starb am 20. August 1673 als der Letzte seines Namens und Geschlechts und hat es glücklicherweise nicht mehr erlebt, daß der gelehrte Kanzler der Universität Halle, von Ludewig, seinen Adelstand und den vieler andern Erb-

pfänner=Geschlechter von Halle nicht nur bestritt, sondern auch wirklich zweifelhaft machte. Es würde ihm das gewiß schweren Kummer verursacht haben. Er scheint fast immer auf dem Werder gelebt zu haben und ist auch daselbst gestorben. Seine Leiche ist nach Halle gebracht und dort in der Sanct Moritzkirche im nördlichen Seitenschiff, wo auch sein Vater lag, bestattet worden. Auf beiden Leichensteinen war noch vor dreißig Jahren der Wappenschild mit den goldenen Byzantinern deutlich zu erkennen, die Inschrift aber bis auf den Namen durch die Füße der darüber Hinwandelnden, völlig ausgetilgt. Uebrigens hatte der ehrliche Salzjunker nach dem Ausdrucke der Frau Schatz sein ganzes Leben lang „Staub auf den Lippen" gehabt, doch hat er trotzdem auf dem Werder bei männiglich in großer Achtung gestanden, wie das aus mancherlei Anführungen zu ersehen ist. Es ist auffallend, daß als sein Erbe nicht der Merenberger, oder Eine der beiden Töchter der Frau Schatz auftritt, sondern ein Obrister von Rauchhaupt, oder vielmehr dessen unmündiger Sohn, wenigstens wurden in dessen Namen 1674 die Antheile, welche der von Trautenbuhlen als Erbpfänner an den hallischen Salzkothen besaß, an die Wittwe Zepernick verkauft. Mag das einen Zusammenhang haben, den wir nicht nachzuweisen vermögen, gewiß ist, daß der

Salzjunker seiner Verehrung für Frau Schatz Regine treu geblieben ist bis ans Ende, denn noch 1670 ließ er in Dresden eine Münze zu dem Gedächtniß der edlen Frau prägen, von welcher uns freilich kein Exemplar zu Gesicht gekommen ist, die wir aber ganz genau aus einer Beschreibung und durch die Kosten-Rechnung kennen.

Die Münze zeigte auf dem Avers das Brustbild der Frau Schatz Regine mit der Umschrift: Selig sind die, welche in dem Herrn sterben. Todestag und Jahr. Auf dem Revers sah man die vereinigten Wappen vom Werder und Walderdorff mit der Ueberschrift: Zum Gedächtniß der edlen Frau vom Werder geborene von Walderdorff. Unten aber: J. C. von Trautenbuhlen ließ schlagen 1670. Aus der Kostenberechnung ersehen wir, daß der Salzjunker von dieser Gedächtnißmünze zwei Exemplare, jedes fünfundzwanzig Ducaten schwer, in Gold ausprägen ließ, wahrscheinlich für die beiden Töchter, dann aber dreißig Stück in Silber.

Pastor Röder starb 1653, sein Amtsnachfolger war sein Freund, Pastor Titzmann, der frühere katholische Geistliche, welcher seit 1684 hochbetagt heimging und zum Nachfolger einen Moritz August Titzmann hatte, welcher möglicherweise sein Sohn war.

Von der schönen Esther Maria wissen wir, daß sie

fest bei dem Spruche geblieben ist, den sie that, bevor sie noch evangelisch wurde „hier ist mein Kloster", sie hat bis zum Jahre 1689 in jungfräulichem Stande auf dem Werder gelebt, ist daselbst im genannten Jahre am 12. Hornung selig verstorben und am 2. März neben ihrer Mutter beerdigt worden. Daß die Beerdigung so spät stattfand hatte wohl seinen Grund darin, daß die Schwester mit ihrem Gemahl nicht zugegen war, sondern erst vom Rhein nach Thüringen kommen mußte.

Wir wissen nämlich, daß der Freiherr Wirich von Merenberg auf dem alten Erbe seiner Väter am Rhein lebte und auch auf dem Merenberg, wo seine Wiege stand, bei all den andern Rübsamen und Rübsaminen beerdigt worden ist. Fräulein Esther Maria hauste meistentheils allein auf dem Werder, wobei ihr der von Trautenbuhlen nicht nur Gesellschaft in ihrer Einsamkeit leistete, sondern sie auch beim Regiment treulich unterstützte. Man sieht aus den Briefen, welche sie mit der Merenbergerin, ihrer Schwester wechselte, es sind deren noch etliche vorhanden, daß sie das Gut sorgsam und eifrig verwaltete. Sehr viele Briefe, mehr als dreißig, sind noch von dem Freiherrn Wirich aufbehalten, es geht aus allen hervor, daß ein tüchtiger Mann voll Ernst, Liebe und Treue, voll Umsicht und Einsicht, aus

dem leichtblütigen Junker geworden. Freilich sieht man auch, daß die Freifrau Magdalene Regine eine gestrenge Hausherrin gewesen ist und ihren Gemahl mit großer Feinheit zu leiten verstanden hat. Rührend spricht sich in Wirich und auch in seiner Gemahlin Briefen die große Verehrung aus, welche Beide für die edle Esther Maria hegten. Es läßt sich gewiß annehmen, daß auch die Unterthanen von Haus Werder diese Verehrung für Esther Maria theilten, obwohl wir darüber nichts aufgezeichnet finden. Die Thätigkeit des Fräuleins mag in der Stille wirksam gewesen sein, das große Ansehen der Frau Schatz Regine hat sie aber offenbar niemals erlangt.

Magdalene Regine, die Freifrau von Merenberg, hat ihre Schwester nur um zwei Jahre überlebt, sie liegt auf dem Merenberge begraben bei ihren Kindern, deren sie mehrere gehabt, die ihr jung wieder genommen wurden; eine Tochter, welche Esther Maria hieß, starb sechszehn Jahre alt. Unsere Nachrichten sind hier so lückenhaft, daß wir nicht zu sagen vermögen, ob Magdalene Regine überhaupt Kinder hinterlassen hat. Wir wissen nicht, ob der churpfälzische Obristlieutenant von den Dragonern Herr Wirich Rübsamen von Merenberg, welcher 1709 von Räubern auf dem Schlosse Merenberg überfallen und ermordet wurde, ein Sohn

der kleinen Frau Schatz und unseres Wirich war, oder nur des Letzteren Vetter und Erbnehmer.

Der Freiherr Wirich war schon hochbejahrt, als er 1692 zum letzten Male auf seinen thüringischen Besitzungen war und fast den ganzen Sommer auf dem Werder wohnte. Mit welchen Gedanken mag der Greis über die Stätten gewandelt sein, welche er fast fünfzig Jahre zuvor als ein Jüngling betreten!

Bald nach seiner Rückkehr an den Rhein wird der Freiherr gestorben sein, wir wissen sein Todesjahr nicht, er liegt, wie schon gesagt, neben seiner Magdalene Regine auf dem Merenberg begraben.

Von seinen rheinischen Besitzungen erfahren wir nichts. Das Geschlecht der Merenberger ist erloschen wie das der edlen Bracken vom Werder; von den Werderischen Gütern kam Hohenrode an die von Wangenheim, jedoch nur auf kurze Zeit, es ist jetzt ein reiches Bauerndorf ohne Rittergut. Der Werder selbst kam, wahrscheinlich unter dem bestrittenen Titel eines eröffneten Lehens, an den Landesherrn, und die dazu gehörigen Besitzungen sind, nachdem das alte Haus rasch hintereinander durch zwei Feuersbrünste zerstört worden war, zerstückelt worden.

Das ist die Geschichte von Frau Schatz Regine!

(Ende des zweiten Bandes.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

buchbinderei
H. B. Schiebeck 1976

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Frau Schatz Regine eine Geschichte aus dem dreissigjährigen Kriege ; nach einer handschriftlichen Familienchronik

Bd.: 2. Band

Berlin 1864

P.o.germ. 1927 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126676-3